

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. In's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postgesetzpreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühren: beträgt für die 3 gespaltenen Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Das Loos der Armen in der alten und neuen Welt.

In den Zeitungen wird wieder einmal darauf hingewiesen, daß die Einwanderungs-Kommission in New-York wiederholt europäische Einwanderer zurückgewiesen hat, die sich bei ihrer Landung nicht über ihre Erwerbsfähigkeit ausweisen konnten. Veranlaßt soll dies schärfere Vorgehen der Unionsbehörde dadurch sein, daß sich Städte aus dem Innern des Landes beschwerten, sie seien durch erwerbsfähige Einwanderer mit erdrückenden Lasten belegt worden, da man sie zur Erhaltung jener gezwungen habe.

Wir wissen nicht, wie die Unionsbehörden den Begriff „Erwerbsfähigkeit“ auffassen und wir wollen gern glauben, daß seitens dieser Behörden in gerechtem Yankee-Uebermuth Mißgriffe begangen worden sind, wie sie in den öffentlichen Blättern mehrfach angeführt waren. Ganz und gar lächerlich aber finden wir die fittliche Entrüstung angeblich „patriotischer“ Tugendbolde in Deutschland über das Vorgehen der Amerikaner in dieser Sache überhaupt.

Wenn plötzlich eine Ueberschwemmung von erwerbsfähigen Amerikanern — sogenannten paupers — Deutschland traf und die Gemeinden mit großartigen Armenlasten bedrückte, — wie würden da unsere Philister rennen und laufen, um gegen diese Ueberschwemmung schützende Dämme aufzuwerfen und einen polizeilichen oder wohl gar militärischen Kordon um das ganze deutsche Vaterland zu ziehen. Die Amerikaner thun nur etwas Ähnliches und daher der Lärm.

Wir schwärmen gewiß nicht besonders für das Yankee- und die nordamerikanische Gesellschaft, wo trotz aller sogenannten politischen Freiheiten die wirtschaftliche Knechtschaft der nichtbesitzenden und arbeitenden Klassen eben so schlimm ist, wie irgend anderswo. Aber in Europa sind auch eine ganze Menge von Vorurtheilen, und zwar von ganz unberechtigten, gegen die Union künstlich genährt und großgezogen worden.

Da Amerika mit seinen großen noch unkultivierten Flächen, seiner dünnen Bevölkerung und seinen reichen Naturschätzen von jeher eine große Anziehungskraft für abenteuerliche Naturen und zweifelhafte Existenzen besaß, so dachte man bei uns spießbürgerlich genug, um die ganzen Verhältnisse des Landes nach diesem Umstande zu beurtheilen. Man vergaß, daß die eingewanderten europäischen Elemente in hartem Kampf mit ungünstigen Verhältnissen und widerstrebenden Naturgewalten gekämpft worden waren und daß die Nachkommen der ursprünglichen Kolonisten keine unglücklichen Nomadenhorden, sondern sehr seßhafte Leute gewor-

den sind! In diesem Vorurtheil suchte man sich auch aller Elemente, die man in Europa nicht gerne sah, auf Amerika zu entledigen. Man ging soweit, Verbrecher zu begnadigen, wenn sie sich verpflichteten, nach Amerika auszuwandern. Diese Praxis übertrug man sogar auf politische Angeklagte, wie man die meisten in Folge des sogenannten Frankfurter Attentats von 1833 Angeklagten begnadigte und nach Amerika schickte. Zugleich war es bei manchen Gemeinden Sitte, Leuten, die ihren Gemeinden zur Last fielen, nach Amerika abzuschicken, resp. ihnen die Ueberfahrt zu bezahlen, um sie los zu werden. Wir wissen, daß diese „Sitte“ in gewissen rheinbayrischen Gemeinden noch in der neuesten Zeit bestand.

So lange es in Amerika an Menschen überhaupt fehlte, ließen sich die Amerikaner das auch ruhig gefallen. Sie fragten keinen Einwanderer, aus welchen Gründen er das alte Europa verlassen hatte und sie wußten, daß der harte Kampf um's Dasein, der die Kolonisten in der neuen Welt erwartete, die etwaigen Flecken ihrer Vergangenheit größtentheils tilgen würde. Anders aber wurde die Sache, als die wirtschaftlichen Zustände im alten Europa sich immer mehr verschlechterten und die alljährliche Einwanderung in Amerika die bekannten riesenhaften Dimensionen anzunehmen begann. Man kontrollirte die Einwanderer, man forschte nach, ob sie mit Geldmitteln versehen oder für ihre Erhaltung zu sorgen im Stande seien. Arbeits- und erwerbsfähige Leute, die Krüppel u. dgl., was Alles in Masse drüben ankam, sandte man gleich bei der Landung wieder nach Europa in ihre Heimatgemeinde zurück. So kam es vor, daß arme Menschen, die von diesen Verhältnissen Nichts wußten, von den Amerikanern brutal abgewiesen wurden und zwangsweise die Fahrt in die Heimat antreten mußten, wo sie erklärlicher Weise nichts weniger denn freundlich aufgenommen wurden.

Wir wollen gar nicht davon reden, wie sehr diese Anschauung aller Humanität ins Gesicht schlägt, nach welcher man arbeitsunfähige Menschen wie eine Art von Ballast behandelt, dessen man sich bei der ersten besten Gelegenheit zu entledigen sucht. Diese Art von Behandlung macht weder Europa noch Amerika besondere Ehre.

Sind wir in Europa, resp. in Deutschland wirklich so arm, daß wir unsere Invaliden und Krüppel anderen Ländern ausdrängen müssen und sind die Amerikaner so arm, daß sie sich vor jedem Invaliden und Krüppel fürchten müssen, der bei ihnen landen will?

Nun, der Fehler liegt eben darin, daß weder in Amerika noch in Europa in irgend einem Staate oder Lande eine wahre Versorgung für Altersschwache, für Invaliden, Krüppel und Arbeitsunfähige aller Art vorhanden ist. In

Deutschland ist allerdings der Gedanke einer staatlichen Alters- und Invalidenversorgung aufgetaucht, allein man weiß noch nicht, wie man die Sache anfangen soll. Man behilft sich kümmerlich mit der sogenannten Armenunterstützung, die da, wo nicht große milde Unterstüßungen vorhanden sind, geradezu das Gegentheil von einer „Versorgung“ ist. In Preußen gibt es nach dem Zeugnisse von Beamten Kommunen, wo die Armenunterstützung monatlich 3 Mark beträgt. Solch eine Unterstüßung ist eben keine Unterstüßung mehr und dennoch hält man ein solch kümmerliches Almosen für wichtig genug, um dem Empfänger, gleichviel ob er seine prekäre Lage selbst verschuldet hat oder nicht, doch dafür die politischen Rechte zu entziehen.

Man kann aus diesen Verhältnissen ersehen, wie weit wir von einer eigentlichen und umfassenden staatlichen Fürsorge für diejenigen, die einer solchen bedürfen, noch entfernt sind. Und wenn die Bestrebungen, die auf entsprechende Ausdehnung der staatlichen Fürsorge für die Bedürftigen gerichtet sind, energisch geltend gemacht werden, dann treten die Herren Manchesterer auf, die immer dieselben sind, mögen sie sich nun „freisinnig“ oder „liberal“ oder „konservativ“ oder sonstwie nennen. Sie behaupten dann gleich, man verlange die „Omnipotenz“ des Staates, weil sie selbst natürlich den Staat ganz für sich in Anspruch nehmen, den Wählfähigen und Beladenen aber die Hilfe des Staats nicht gönnen wollen.

Inbessen ist diese Manchestertheorie, die den hilflosen Rütenschen haben und drüben zu einem überflüssigen Ballast stempelt, denn doch schon überlebt und der neue Zug der Zeit, der darauf gerichtet ist, dem Schwachen gegenüber dem Starken die Unterstüßung des Staats und der Geseßgebung endlich zu gewähren, wird auch diesen dunklen Fleck hinwegtilgen.

Die Deutsch-Freisinnigen

haben, wie wir bereits kurz erwähnten, nun auch ihr Wahlprogramm losgelassen, in welchem der Welt mitgeteilt werden soll, „was die deutsch-freisinnige Partei will und was sie nicht will“. Das Programm ist in der Eugen Richter'schen „Parlamentarischen Korrespondenz“ zuerst erschienen, und wir wollen nochmals auf dasselbe zurückkommen — nicht um seiner eigenen geringen Bedeutung willen, sondern wegen der Rolle, welche die edle Partei in Berlin noch immer spielt.

„Die deutsch-freisinnige Partei will die Festigung der nationalen Einigung Deutschlands, dazu in gesichertem Zusammenwirken von Regierung und Volksvertretung Entwicklung eines wahren Verfassungslebens, gesetzmäßige Organisation eines verantwortlichen Reichsministeriums.“ — Recht wohlklingende Phrasen! Aber was heißt ein gesichertes Zusammenwirken der

auf daß die bei Better Schulze Eigenden sie auch hören sollten. Und sie hatten sie gehört, denn sie steckten die Köpfe zusammen und theilten sich ihre Rathschlüsse mit, nicht ohne ihre Bemerkungen dazu zu machen. Die Abicht Gottfrieds war erreicht: es dauerte keine halbe Stunde und man raunte sich allenthalben zu, daß des Müllers Alara und des Schulzen Wilhelm sich versprochen hätten und daß die beiderseitigen Eltern damit einverstanden seien.

Schon längst waren die Lichter im Saale angezündet und viele der Tänzer hatten schon des Guten im Biere zu viel gethan. Immer lauter wurde die Gesellschaft und immer unruhiger und bellommer wurde Alara, denn noch immer ließ sich August nicht sehen. Es überkam sie eine Sorge und eine Angst über sein Ausbleiben, und gern wäre sie fortgerannt, weit hinaus in den Wald, um sich auszuweinen und ihren Kummer zu klagen den verschwundenen Blumen des Waldes, als sie plötzlich August am Eingang stehen sah. Seine Blide irrten wie suchend umher und als er sie entdeckt hatte an der Seite ihres Junggesellen, da wurde sein Gesicht blaß wie der Sichelmond, welcher neugierig durch die Scheiben auf die in Fröhlichkeit Versammelten blickte. Die Blide der Liebenden begegneten sich und während der ihre bittend und Verzeihung heischend zu ihm eilte, traf sie der seine stehend, fast drohend. Das war nur zu begreiflich; denn mußte er in der Aufregung seines Gemüths und in der Verblendung, in die er gerathen, nicht an einen Verrath ihrerseits glauben? Dies mochte Alara ahnen, denn alle Rücksichten bei Seite lassend, sprang sie plötzlich auf und wollte zu ihm hinellen, ihm mittheilen, daß sie ihn liebe immer und ewiglich und schon seit Langem, ja schon als Kind ihn geliebt habe, und daß sie nie daran gedacht habe, ihn zu betrüben. Doch eben in diesem Augenblicke begann ein neuer Tanz, und noch ehe sie sich bestimmen konnte, sah sie sich von dem starken Arm des Schulzenjohannes umfaßt, und fort ging es in tollem Wirbel durch den Saal. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, und berührte kaum den Boden mit ihren Füßen, als plötzlich ein kräftiger Stoß sie wieder zur Besinnung brachte und wüster Lärm ihr vom Ausgang entgegenlief. Zu ihren Füßen lag der lahme Gottfried und eine Wuttlache neben ihm und ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen, aus dessen Mitte August seine Arme wie Hilfe suchend emporstreckte, deutete ihr dunkel an, was geschehen war. Sie stützte in dem Arme ihres Tänzers wie Espenlaub, und sicherlich hätte sie sich nicht erhalten können, wenn Schulzen Wilhelm sie nicht gehalten und zu ihrem Platz zurückgeführt hätte.

Was aber war geschehen?
(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Das Erntefest.

Eine Dorfgeschichte von W. S. Köhler.

(Fortsetzung)

In der frischen Morgenluft ward sie wieder recht inne des Unrechts, das August ihr angethan und es regte sich etwas wie Trotz in ihr. „Warum auch muß ich ihm nachlaufen, da ich mir doch einer Schuld nicht bewußt bin?“ sagte sie sich, die Hige in ihrem Gemüthe, aber die August nicht ganz ohne Grund nachgesonnen hatte, flammte empor, und schnell sagte sie den Entschluß, sich seinetwegen nicht mehr zu ärgern.

Zum Feste geschmückt, den groben Strohhut mit einem knallrothen Bande geziert, in hochrother Weste mit gelben Knöpfen, schwarzer Hose, Stulpenstrümpfen und in weißbäuschigen Hemdsärmeln trat um die vierte Nachmittagsstunde der Sohn des Schulzen in die Mühle, um seine „Jungfer“ abzuholen. Seine Begleiter, ein Trupp Burischen aus dem Dorfe, gekleidet wie Jener und mit allerhand Geräth, als: Aechen, Senfen, Forken und Hacken, alles mit Guirlanden und bunten Bändern umwunden, harrten vor der Thür, um das Paar in Empfang zu nehmen, und bis vors Dorf zu geleiten, wo der mit Korn beladene Entenwagen stand. Als das schmucke Mädchen in der leibsamten landesüblichen Tracht, geführt von ihrem Begleiter, erschien, da erscholl ein lautes Hurrah! das die Berge widerhallten. Unter Vorantritt einer Ruschbande bewegte sich nun der kleine Zug durch das Dorf bis zu dem harrenden Wagen, welchen Alara und der Schulzenjohn besaßen, um darauf Platz zu nehmen. Die Begleiter schlossen sich dem Wagen an, die Ruschbande, fünf Mann stark, schritt voraus, und fort ging es unter fröhlichem Gejauchze wiederum durchs Dorf bis zur Schenke. Hier hatte sich Jung und Alt versammelt, um den Zug in Empfang zu nehmen, und bald lösten die lustigen Weisen der Fidel und des Waldhorns zum Fenster heraus als Reichen, daß der Tanz beginne. In bunter Reihe traten die Paare an zum Hochländer, der Schulzenjohn mit Alara voran, und im nächsten Augenblicke wirbelten die tanzenden Paare unter Jauchzen und Schellen durchs Dorf, wohl eine Viertelstunde lang. Alara war schon ganz als daß sie tanzte. Alles wirbelte ihr vor den Augen, und als sie unter einem lauten Lachen auf eine Bank und setzte sich neben sie, abwartend, bis sie sich wieder erholt haben würde.

Und das dauerte nicht lange; bald war sie wieder zu sich gekommen, nur ein stürmisches Auf- und Abwogen ihres Busens zeigte an, wie der Tanz ihr Blut in Wallung gebracht hatte. Als bald darauf der zweite Tanz begann und ihr ungewöhnlicher Tänzer sie wiederum auforderte, mit ihm zu tanzen, da schlug sie es ihm rundweg ab und bat, sie vorläufig noch zu verschonen, weil sie noch zu erschöpft sei. Ueber ihr sonst so hell-leuchtendes Angesicht hatte sich eine tiefe Röthe gebreitet.

Alaras Eltern standen seitwärts im Saal und ihre Blide irrten von rechts nach links, sie vergeblich unter den Tanzenden suchend. Als sie vorhin mit dem hübschen Burischen getanzt hatte, da hatten ihre Augen in Freude gestrahlt und mehr als einmal hatte der Müller die Müllerin in die Seite gestochen und ihr zugerufen, daß die beiden ein schmaudes Paar abgeben würden. Die Müllerin nickte verständnissinnig ihrem Manne zu, und ihre Augen strahlten vor Freude und Mutterglück bei dem Hinschweben ihres schlanken Tochterleins, wie bei dem Gedanken an die Ehre, die ihrem Hause durch die Wahl desselben zur Erntefestfeier widerfahren, indes andere Mütter von Töchtern im gleichen Alter mit scheelen Bliden drein schauten und Mängel über Mängel an Alara zu entdecken suchten. Der Einen war sie zu mager, der Anderen zu klein, der Dritten zu bleich. Frau Saueremann fand, daß sie zu albern lachte, während Tante Strippel bemerkt, daß ihre Blide einen gewissen dummen Dünkel verräthen. Das Opfer dieser Beobachtungen aber sah noch immer an der Seite ihres Tänzers und hörte scheinbar seinem Geplauder zu, in Wahrheit aber schlichen ihre Blide sich durch die Lücken der Tanzenden hindurch nach der Thür, oder schweiften im Saale umher, in der Hoffnung, den zu finden, nach welchem ihr Herz sich sehnte. Doch August war nicht zu sehen, wohl aber der lahme Gottfried, welcher geschäftig hin und her humpelte, und bald mit Diesem, bald mit Jenem sprach. Jetzt schlich er sich zum Schulzen hin, welcher auch erschienen war mit seiner langen Peise, und welcher mit mehreren Andern hinter einem Tische beim Bier saß, und sagte zu ihm: „Na, Better Schulze, wie gefällt Euch das Paar, das wir die fest zum Feste aussersehen haben? Seht nur, wie sie sich drüben eifrig was erzählen“. Schmunzelnd antwortete der Angeredete: „Des Müllers Alara ist doch ein wunderhübsches Mädchen geworden. Schade nur, daß sie aus der Art geschlagen ist; sie ist viel kleiner und auch schwächer als ihre Mutter und wird eine große Wirtshaus wohl schwerlich so führen können, wie es sein soll“.

„Das sagt nicht, Better“, replizierte Gottfried, „das Mädchen versteht schon zu wirtschaften und paßt für Euern Wilhelm recht gut“.

Die letzten Worte hatte Gottfried abschließend laut gesprochen

Regierung und Volksvertretung? Ein solches kann heute nur hergestellt werden, wenn die Volksvertretung Alles thut, was die Regierung will, also national-liberal wird. Auf dem besten Wege dazu ist die deutsch-freinnige Partei allerdings. Das verantwortliche Reichsministerium! Wer lacht da? In Preußen giebt es ja schon ein verantwortliches Staatsministerium. Was dadurch wohl gebessert ist, wenn die kontrollierende Volksvertretung aus Waischweibern besteht?

Volle Gewissens- und Religionsfreiheit will die deutsch-freinnige Partei — und sie war es gerade, welche, vereint mit der national-liberalen Partei, die Kulturkämpferin par excellence gewesen ist, welche die Gewissensfreiheit der Katholiken auf das Schändlichste bedrängt hat, und nunmehr, da die Aussicht eines Erfolges gegen Rom geschwunden ist, mit Falstaffs Tapferkeit die Regierung im Stiche läßt.

Die deutsch-freinnige Partei will Förderung der Volkswohlthat innerhalb und auf Grund der heutigen Gesellschaftsordnung — das ist die alte Geschichte vom Waischen des Belses ohne denselben naß zu machen. Das ist die einfache Erklärung, daß die heutige Gesellschaftsordnung eine befriedigende sei, an welcher nicht gerüttelt werden dürfe; das ist das alte Manchestertum, die Vambergerlei, welche in dem gegenwärtigen Kriege Aller gegen Alle die beste der Welten erblickt. Man sieht, die Fortschrittspartei ist in wirtschaftlicher Beziehung unveränderlich; sie beharrt mit grandioser Geistesstärke auf ihrer alten Anschauung, so daß mit ihr in wirtschaftlichen Dingen nicht einmal zu diskutieren ist. Deshalb dürfen aber auch von ihr die Arbeiter und die Gedrückten überhaupt keinerlei Heil erwarten.

Die deutsch-freinnige Partei will das Steuersystem ändern, so daß durch Fortfallen der Steuern auf Lebensmittel die weniger bemittelten Klassen entlastet werden. Dabei will sie aber die „volle Wehrkraft“ beibehalten, das heißt: unser Militärsystem, wie es ist. Wo dann wohl die Gelder dazu herkommen sollen? Da die deutsch-freinnige Partei eine Partei von und für Kapitalisten ist, so sieht in dem Aufruf kein Wortchen von einer progressiven Einkommenssteuer, welche doch die aufgehobenen indirekten Steuern ersetzen müßte. Die Partei will allerdings „keinen unnützen Aufwand“ im Militärsystem, doch wissen wir wohl, was das bedeutet: dreißig Eugen Richter'sche Reden beim Militärstat und endlich Abschluß von einer halben bis einer Million Mark auf 450 Millionen!

Dann will die deutsch-freinnige Partei Feststellung der Friedenspräsenzstärke innerhalb jeder Legislaturperiode, also auf drei Jahre; das heißt Feststellung des Hauptteils des Reichstages alle drei Jahre, obwohl in demselben Aufrufe von einer einjährigen Finanzperiode und von jährlicher Einnahmeverwilligung die Rede ist. Fährliches Einnahme-Verwilligungsrecht und dreijähriges Ausgabe-Verwilligungsrecht! Und diese beiden wollen die Verfechter unseres Verfassungslebens sein!

Gleichheit vor dem Gesetz und zwar ohne Ansehen der Person und der Partei! Das klingt sehr schön, aber die 26 Voten aus den Reihen der deutsch-freinnigen Partei für die Verlängerung eines Ausnahmegesetzes haben uns gezeigt, was man von solchen Versicherungen dieser Leute zu halten hat.

In Berlin erklären auch jetzt schon die Parteihäupter, nämlich die alten Fortschrittler, daß bei dem nächsten Votum über das Sozialistengesetz kein Deutsch-freinniger für dasselbe mehr stimmen würde; in den Provinzen aber schweigen sich die früheren Sezessionsisten über diesen Punkt in ihren Wahlreden vollständig aus, oder erklären, daß sie noch nicht wüßten, welche Stellung sie einnehmen würden. Sie wollen freie Hand behalten, sie wollen auch ferner für das Sozialistengesetz stimmen kraft des Mandats, das sie durch Proklamierung des gleichen Rechts für Alle erworben haben. Deutsche Treue, Deutsche Ehre! Ein Rindspott für diese Wiedermänner!

So sehen wir hier die politische Heuchelei in ihrer schlimmsten Form. Es kommt lediglich darauf an, nach rechts und links auf Stimmenfang auszugehen zu können.

Dann betont die Partei noch in aller Schärfe, daß sie keinen „Staatssozialismus“ will, daß sie keinerlei Bevormundung will auf dem Gebiete des Erwerbs und Verkehrslebens. Sie bestätigt dadurch nur ihre alte Stellung; der Staat soll sich in das wirtschaftliche Leben nicht einmischen, dem Starken soll es immer erlaubt sein, den Schwachen zu unterdrücken und auszubeuten nach Herzenslust.

Aber wunderbarer Weise bringt die Partei „im Eisenbahnenwesen auf Gefährdung und wirksame Aufsicht des Reichs“ — das ist ja geradezu das Gegenteil von dem, was einige Zeilen vorher gesagt worden ist! Die Partei läßt eben ihre Prinzipien sich nach der Dece strecken. Und da sie zu der Verstaatlichung der Eisenbahnen „nir mehr tau seggen hält“, so macht sie eben gute Miene zum bösen Spiel.

Daß die deutsch-freinnige Partei nun noch ausdrücklich zum Schluß des „Programms“ sagt, daß sie Alles dies erstrebt „in fester Treue gegen den Kaiser und auf dem verfassungsmäßigen Boden des Bundesstaates“, ist recht bezeichnend. Diese Bemerkung ist entweder selbstverständlich und dann ist sie überflüssig, oder sie ist nicht selbstverständlich, dann ist sie vollständig unklar und bedeutungslos.

Somit kann man wohl erklären, daß selten eine Partei ein so nichtsagendes, verschwommenes Programm losgelassen hat. Man kann dasselbe mit Zug und Recht nennen den Eiergang des Herrn Richter.

Politische Uebersicht.

„Den Süddeutschen sind wir zu liberal!“ soll Fürst Bismarck früher einmal gesagt haben. Jetzt könnte der Fürst aber mit besserem Rechte ausrufen: „Den Redenburger sind wir zu reaktionär!“ In das alte vielfach verschleierte Mecklenburg. Aus ihm kommt fröhliche Kunde. Der Cigarrenfabrikant Peters hatte zum Dienstag, dem 30. September d. J., eine Wählerversammlung angemeldet, die aber von der Polizei sofort auf Grund § 9 des Sozialistengesetzes verboten wurde. Der Einberufer wandte sich hierauf umgehend an das großherzogliche Ministerium vom welchem nun folgender Entscheid getroffen wurde:

„Dem Magistrat hieselbst wird auf seinen Bericht vom 27. bis 29. d. M. bei Abgabe der Anlage erwidert, daß das vom Polizeiamt erlassene Verbot der vom Cigarrenarbeiter Peters in Aussicht genommenen Versammlung nicht gerechtfertigt ist, da die Anmeldung der Wählerversammlung an sich durch den als Sozialdemokraten bekannten Beschwerdeführer und selbst in Verbindung mit der Ankündigung, daß in der Versammlung der gleichfalls als Sozialdemokrat bekannte A. Auer als Redner auftreten werde, nicht als eine Thatsache angesehen werden kann, welche die Annahme rechtfertigt, daß die Versammlung zur Förderung der in § 9 Absatz 1 des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 bezeichneten Bestrebungen bestimmt gewesen sei.“

Das zu. Verbot wird daher wieder aufgehoben und der Magistrat angewiesen, das Polizeiamt zur Aufhebung der gesetzlichen Annahmeverweigerung für diese Versammlung zu ermächtigen.

Es versteht sich von selbst, daß das Polizeiamt so berechtigt als verpflichtet ist, die Versammlung zu überwachen und dieselbe aufzulösen, falls darin Bestrebungen der in § 9 Absatz 1 des Reichsgesetzes erwähnten Art zu Tage treten, auch ferner etwa angemeldete Versammlungen zu verbieten, wenn nach weiter hinzutretenden Thatsachen die oben bezeichnete Annahme zutrifft.

Schwerin, den 29. Sept. 1884.

Wie aus vorstehendem Erlass hervorgeht, stellt sich das Ministerium strikte auf den Boden des bekannten Reichstagsbeschlusses. Für Schwerin wurde sofort für Sonnabend, den 4. d., eine Versammlung angemeldet, für welche die Polizei nunmehr auch sofort die Bescheinigung ausstellte. — Bravo!

Ein deutsch-französisches Bündniß, resp. die Möglichkeit eines solchen, beschäftigt schon seit einiger Zeit lebhaft die französische und deutsche Presse. Die „Frankf. Ztg.“ schreibt hierzu: „Unsere vor Kurzem dargelegte und mit Gründen ausgestattete Meinung, daß der psychologische Moment gekommen sei, wo Frankreich eine Annäherung an Deutschland vollziehen könne, hat neuerdings eine weitere starke Stütze erhalten. Daß zwischen den Regierungen beider Länder eine Verständigung über schwebende Fragen von internationaler Wichtigkeit stattgefunden hat, darf als höchst wahrscheinlich angenommen werden, wenn man auch weder die einzelnen Fragen, noch den Modus der Abmachungen kennt. In diesem Punkte muß das Publikum mindestens bis zum Zusammentritt der französischen Kammer, welcher am 14. Oktober erfolgt, Geduld haben. Aber schon die Nachrichten selbst, so unbestimmt sie auch lauten mögen, sind bedeutsam genug, insofern aus der Art und Weise ihrer Aufnahme sich darauf schließen läßt, ob eine wirkliche Verständigung bei den Franzosen auch das findet, was sie zur praktischen Verwirklichung unbedingt nötig hat: die Zustimmung der Majorität, die Billigung der öffentlichen Meinung. In der französischen Presse wagt der Kampf darüber von Tag zu Tag heftiger, allein es kann für den Kundigen heute schon kein Zweifel darüber existieren, daß der Zustand der Gemüther bereits ein solcher ist, welcher der Regierung den Schritt einer Annäherung an Deutschland erlaubt, ohne daß man die Minister der Tollkühnheit oder der Blindheit zeihen kann. — Wir unsererseits würden eine Annäherung Deutschlands an Frankreich mit Freuden begrüßen, es wäre dieses in der That ein kulturhistorisches Ereigniß.“

„Zum Schutze der nationalen Arbeit.“ Es ist mit Recht, so schreibt die „B. Ztg.“, von Seiten der deutschen Arbeiter vielfach darüber Klage geführt, daß auch die Staatsverwaltung direkt oder im Wege des Submissionswesens bei ihren Arbeiten den einheimischen deutschen Arbeitern durch ausländische Arbeiter eine erdrückende Konkurrenz machen läßt. Wir erinnern nur an die Arbeiten am Mainkanal, bei denen vor zwei Jahren 1200 italienische Arbeiter für den Tageslohn von einer Mark beschäftigt waren. Nun hören wir auch, daß bei den Vorarbeiten zur Harzbahn bei Elbingrode meist ausländische Arbeiter für einen geringen Lohn thätig sind. Um die Bedürfnislosigkeit der ausländischen Arbeiter, der auch der niedrige Lohnsatz entspringt, zu kennzeichnen, dazu möge die Thatsache dienen, daß nur wenige der Arbeiter in der Stadt und den umliegenden Dörfern logieren, die meisten hingegen in Erdböhlen, wo sie sich recht wohl zu befinden scheinen. Einige Huden sind in der Nähe errichtet, in denen diese Träger der Zivilisation Schnaps, Brod und Pferdefleischwurst sich kaufen können, zu denen sich auch wohl etwas deutscher Käse gesellt. Das ist so ziemlich die einzige Nahrung und das einzige Getränk, welche den ausländischen Arbeitern zu Gebote stehen und mit denen sie ansehnend recht zufrieden sind. Für den Winter will ein unternehmender Wirth eine Baracke herrichten, in der neben Schnaps, Brod und Wurst auch Quartier für ca. 100 Personen zu haben ist. Die heimischen Arbeiter aber müssen Steuern zahlen, während die auswärtigen Arbeiter einen Theil des geringen Lohnes noch nach der Heimath schicken und in Deutschland nicht wie Menschen leben. Uebrigens klagen auch die Behörden darüber, daß überall da, wo die auswärtigen Arbeiter in großer Anzahl vorhanden sind, Unflathigkeit einzureißen drohe. Man sollte meinen, der Staat gerade hätte die Aufgabe, neben der „nationalen Arbeit“ besonders auch die nationalen Arbeiter zu schützen.

Auch der Reichstagsabgeordnete v. Bollmar ist nun auf Betreiben der Chemnitzer Staatsanwaltschaft vom Untersuchungsrichter in München vernommen worden, hat aber ebenso wie die übrigen Angeklagten jede Auskunft über seine Theilnahme an dem Kopenhagener Kongresse verweigert, worauf die Voruntersuchung geschlossen und ihm eröffnet wurde, daß Beweismaterial werde erst in der Hauptverhandlung vorgelegt werden. Der Kopenhagener Kongress dient dabei als Material der von der Staatsanwaltschaft vorausgesetzten „geheimen Verbindung“ bei Frage 25 und folgenden, die übrigen Fragen aber laufen namentlich darauf hinaus, eine „geheimen Organisation“ zu konstatieren, als deren Lebensäußerungen die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ und die Kongresse zu Witten und Kopenhagen angesehen werden. In Untersuchung befinden sich als angebl. Teilnehmer des „Geheimbundes“ bis jetzt die Reichstagsabgeordneten Bebel, Bollmar, Frohme und Dieg, sowie die Herren Auer (Schwerin), Reingel (Riel), Ulrich (Offenbach), Müller (Darmstadt) und Biedel (München).

Ein im Reichsversicherungsamte angestelltes Normalsatut für die Berufsgenossenschaften soll, wie offiziös berichtet wird, ehe es definitiv festgestellt wird, allen bei der berufsgenossenschaftlichen Organisation beteiligten Vereinen, Verbänden, Korporationen demnächst zur gutwilligen Heftung übermitteln werden.

Verbote von Wahlflugblättern. Der „Reichsanzeiger“ macht bekannt, daß auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden sind: 1. Die Druckschrift: „An die Wähler des 5. badischen Reichstagswahlkreises“; 2. der Wahlausruf: „An die Wähler des Wahlkreises Offenbach-Dieburg“; 3. das Flugblatt mit der Ueberschrift: „An die Wähler des Reichstagswahlkreises Löhde“ und der Unterschrift: „Die Vertretung der deutschen Sozialdemokratie“.

Sprenberg. Während der Nachmittagsstunden des letzten Sonntags wurden in fast allen Häusern, Läden, Hotelwagen u. s. w. sozialdemokratische Wahlflugblätter vorgefunden, die zum Theil als Kandidaten zur bevorstehenden Reichstagswahl für den Wahlkreis Rottbus-Sprenberg Herrn Max Kasper, Dresden, empfehlen. Bei der Vertheilung der Schriften sind mehrere Personen abgefaßt worden.

Im Kroatischen Landtag hielt der Führer der Opposition, David Starcevic, eine Rede, in welcher er die Majorität der Unmoralität beschuldigte, was seitens der Majorität stürmischen Widerspruch hervorrief. Starcevic schrie und gestikulirte in üblicher Weise, beschuldigte die Regierung der Gewaltthätigkeit und forderte die Majorität auf, umzulehren, so lange es Zeit sei. Dr. Schram will sprechen. Starcevic bemerkt, Schram werde jetzt dienstlich reden, worauf Schram sagt, er wünsche eine Verhandlung, wie sie zwischen gebildeten Männern üblich sei; er sei bereit, jedes seiner Worte in jeder Weise zu vertreten. (Stürmischer Beifall seitens der Majorität.) Starcevic ruft, Schram sei nur von den Beamten gewählt worden. Schram sucht sodann eingehend die Ausführungen der Opposition zu widerlegen.

Belgien. Der Bürgermeister von Brüssel richtete an die Präbenten der Arbeitervereine und der Handelskammern Belgiens ein Zirkular, welches sich auf das Projekt der Gründung einer Arbeiterbörse in Brüssel bezieht. Das Zirkular lautet im wesentlichen Theile: „Meine Verwaltung hat das Projekt für die Organisation einer Arbeitsbörse in Brüssel vorgelegt. Diese Institution wäre bestimmt, ausschließlich im Interesse der Arbeiter und Arbeitgeber die wichtigsten Mittheilungen über den Stand des Arbeitsmarktes, über Angebot und Nachfrage nach Arbeit, über Arbeitslöhne und über die Existenzbedingungen der Arbeiter zu centralisiren. Sie würde dazu beitragen, die Plagierung der Arbeiter und die Vermittelung der Arbeit leichter, regelmäßiger und rascher zu machen, die Häufigkeit und Dauer der Arbeitslosigkeit zu vermindern, endlich den Arbeitern viel vortheilhaftere und ihren Fähigkeiten entsprechende Verwendung zu verschaffen. Die Idee einer ähn-

lichen Institution wurde wiederholt in der Presse und in den Arbeiter-Versammlungen erörtert. Die Intervention der Verwaltung scheint nothwendig, zumindest um die Anfänge einer solchen Institution, welche in der Zukunft ausschließlich unter dem Impulse der Arbeitervereine funktionieren sollen, sicherzustellen. Die vorbereitenden Arbeiten erfordern selbstverständlich die Mitwirkung der beteiligten Korporationen. Um Ihre Ansichten und Vorschläge kennen zu lernen, lege ich ein Questionnaire bei mit der Bitte, dasselbe sobald als möglich zu beantworten.“ — Der Vorschlag des Brüsseler Bürgermeisters enthält einen ganz vernünftigen Gedanken.

Rußland. Die Berathung der Petersburger Duma (Gemeindeverwaltung) über die Mehrforderung der Regierung zu Polizeizwecken ergab das vorausgehende Resultat: sie wurde als unmöglich abgelehnt. Das frühere Stadthaupt Baron Korff, der sich in längerer Rede für die Ablehnung aussprach, hob hervor, schon im Jahre 1879 habe der damalige Minister des Innern Malow die Ueberbürdung der Stadt mit Ausgaben zu Polizeizwecken anerkannt, und Graf Boris-Melkow ein Jahr darauf, als er über 200 neue Bezirksaufseherposten creiren mußte, der städtischen Verwaltung seine neuen Ausgaben auferlegt, weil seiner Meinung nach durch Ueberbürdung der Kommune zu Gunsten des Polizeiwesens ihren direkten Ausgaben die Möglichkeit eines Erfolges geraubt werde. Baron Korff wies darauf hin, daß auch Graf Ignatjew die Stadt mit neuen Ausgaben für das Polizeiwesen überschont habe und schloß mit der Hoffnung, daß auch Graf Tolstoi in gerechter Würdigung der Verhältnisse die Frage allseitig und nicht nur vom „polizeilichen Standpunkt“ allein betrachten werde. Man darf darauf gespannt sein, ob die Einwendungen der Duma Berücksichtigung finden und die Regierung sich dazu versteht, die durch die Polizeireform in der Residenz entstehenden Mehrausgaben auf ihre Rechnung zu nehmen.

Die industrielle Krise in Lyon, welche bereits zu verschiedenen Kundgebungen der außer Beschäftigung gesetzten Arbeiter geführt hat, scheint noch immer größere Dimensionen anzunehmen. Wie eine neuere Nachricht meldet, haben heute dreitausend Arbeiter eine Versammlung abgehalten, in welcher sie gegen die Vergebung öffentlicher Arbeiten in der Stadtgemeinde selbst verlangt haben. — Das ist von Seiten der Lyoner Arbeiter ein ganz richtiger Vorschlag; warum sollte es nicht möglich sein, daß die Gemeinden — und ebenso auch die Arbeiter- und Handwerker-Vereine — diese Arbeiten ausführen könnten? — Die großen Unternehmer würden dann natürlich sich nicht mehr die Taschen füllen können, aber den Handwerkern und Arbeitern würde das qualvolle Dasein um ein Bedeutendes erleichtert werden.

Cholera. Es starben in Italien am 6. Oktober 105 Personen an der Cholera, davon in der Stadt Neapel 27.

China. Admiral Courbet hat jetzt die Hauptwerke von Kelung und den befestigten Küstenplatz Tamsui, d. h. die ganze Nordspitze von Formosa und mit ihr das erstrebte Hauptland, in seiner Gewalt. Von der Erneuerung der diplomatischen Verhandlungen zwischen Frankreich und China ist es neuerdings wieder ganz still geworden. Jedenfalls hat China, falls es nachzugeben bereit ist, wieder einmal den rechten Moment verpaßt, denn was Frankreich einmal befehlt, wird es schwerlich wieder herausgeben, und China wird sich wohl dabei beruhigen müssen, — wozu man — wie Kenner der Stimmung am chinesischen Hofe behaupten — in Peking im stillen auch schon lange bereit ist. Man fügt sich dort eben auch in ein verhasstes Nüßchen viel leichter, als in eine schwere Wahl; überdies steht der Nationalchinesen diese Inseln schon halb und halb im Ausland an. — Was die Aktion in Tongking anlangt, so sollte, wie man jetzt hört, eine Rekonstruktion der Kanonenboote auf dem Lochnanflusse Gewißheit darüber verschaffen, ob er genügend schiffbar sei, um Langsong auf diesem Wege zu erreichen und die chinesischen Positionen umgeben zu können. Hierbei ist es zu dem bereits gemeldeten Zusammenstoß gekommen. — Was nugen dem französischen Volke die Erfolge in China, wenn dabei Noth und Elend täglich größere Dimensionen annehmen?

Wahlbewegung.

Im vierten Wahlkreise fanden zwei große Wählerversammlungen statt. Die eine tagte am Montag Abend im Lokale Urania in der Wrangeistraße, die zweite fand am Dienstag Abend im Lokale Königsbank in der Frankfurterstraße statt. In der ersten Versammlung referirte Herr Fischlermeister Mitau und in der zweiten der Kandidat für den vierten Wahlkreis, Herr Stadtverordneter Paul Singer. Beide Versammlungen verliefen in glänzendster Weise. Gegner meldeten sich trotz mehrmaliger Aufforderung nirgends zum Wort; einstimmig erklärten sich die Kopf an Kopf gedrängten Anwesenden — das Lokal Königsbank mußte wegen Ueberfüllung schon um 8 Uhr geschlossen werden — für die Wahl des Herrn Stadtverordneten Paul Singer. Mit einem dreimaligen Hoch auf den Kandidaten, in das alle Anwesenden begeistert einstimmten, wurden die Versammlungen geschlossen. (Siehe Versammlungs-Berichte).

Braunschw. 5. Oktober. Gestern war es nach langer Zeit den Sozialdemokraten zum ersten Male wieder gestattet worden, eine öffentliche Versammlung abzuhalten. Dieselbe war von etwa 500 Personen besucht, verlief sehr ruhig und wurde der Abgeordnete Bloß einstimmig als Kandidat proklamirt.

Lokales.

Die Einberufer von Arbeiterversammlungen klagen sehr häufig darüber, daß es ihnen in verschiedenen Stadttheilen fast unmöglich wird, die zur Abhaltung von Versammlungen nothwendigen Lokale mieten zu können. Wenn natürlich auch jedem Wirth das freie Verfügungsrecht über sein Lokal gewahrt bleiben muß, so nimmt es doch Wunder, daß die meisten Besitzer solcher Lokale, die sich nach ihrer räumlichen Dimensionen ausschließlich zur Abhaltung größerer Versammlungen eignen, sich gerade den Arbeitern gegenüber so — wie soll man eigentlich sagen — reservirt verhalten. Es mag ja immerhin sein, daß viele Besitzer gerade der großen Lokale nicht auf dem Boden der Berliner Arbeiterpartei stehen, und sie mögen ja auch ihre Gründe hierfür haben; man sollte aber von diesen Herren doch wenigstens annehmen können, daß sie sozialer Toleranz befähigt, ihren politischen Ansichten nicht in der Weise Ausdruck zu geben, daß sie in der Vergebung ihrer Lokale so ostentativ Vorliebe für bestimmte Parteien zeigen. Ein Lokal, welches von einer bestimmten Person zu einem gewissen Zwecke gemiethet wird, ist gewissermaßen ein neutraler Boden, und es wird in der That keinem vernünftigen Menschen einfallen, den Wirth irgend einer Weise für das politische Kolorit der Miether irgendwie verantwortlich machen zu wollen. Es dürfte wohl eine hinlänglich bekannte Thatsache sein, daß die überwiegende Mehrzahl der größeren Lokalbesitzer Berlins doch nur durch den massenhaften Anspruch der arbeitenden Bevölkerung das geworden sind, was sie heute sind, und es ist gewiß noch niemals vorgekommen, daß jene Herren unter ein mögliches Verhältniß einem Arbeiter auch nur ein Glas Bier verweigert hätten, weil er Arbeiter ist. Im Gegentheil, die Herren versprechen sich sonst sehr gut auf ihren Vortheil, sie wissen die Kundchaft der Arbeiter sehr gut zu schätzen, und die meisten, wenn nicht alle Besitzer solcher Lokale, in welchem großen Versammlungen abgehalten werden können, würden auf dem Trodenen sitzen und könnten ihr mehr oder weniger

gutes Bier allein trinken, wenn der Berliner Arbeiter sich einmal der Gedanke läßt, den Spieß umzudrehen, und die Lohle derjenigen Herren zu meiden, die es unter gewissen Umständen aus manchen Gründen für ersprießlich halten, den sonst so gern gesehenen Kunden die Thür vor der Nase zuzuschlagen. Es kommt sogar vor, daß Lohlschreiber demjenigen, der das Lohlschreiben will, sehr häufig die Vergabe desselben zusichern und daß sie sich sehr oft noch in letzter Stunde veranlassen lassen, diese Zusicherung zurückzunehmen. Welche Gründe diese Lohlschreiber haben, ist nicht bekannt, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich nicht selten durch die Lohlschreiber zu einem so unselbstständigen Benehmen veranlassen, mag dahingestellt bleiben, in keinem Falle liegt es in unserer Absicht, die über diesen Punkt im Publikum verbreiteten Ansichten weiter zu kolportieren, die jedenfalls nur aus nicht kontrollierbaren Gerüchten entstanden sind. Die Wirthe sollen aber daran denken, daß nach dieser politisch bewegten Zeit wieder eine ruhige kommen wird, und daß dürfte es nicht ganz unmöglich sein, daß mancher Arbeiter sich ihres sonderbaren Benehmens erinnert.

Die umfassendere Renovierung des Rathhaus-Kellers hat einen längeren Schluß dieses Establishments notwendig gemacht, als anfänglich angenommen wurde. Obgleich bis zur späten Stunde gearbeitet wird, so kann doch die Wiedereröffnung des Rathhauskellers frühestens am kommenden Abend erfolgen. Neben der neuen Beleuchtungsanordnung erhalten die renovierten Wände einen ganz neuen Anstrich und auch der Fußboden mußte einer eingehenden Reparatur unterworfen werden. Erst bei diesen Arbeiten hat sich deutlich gezeigt, wie stark die inneren Räume bereits abgenutzt waren. Nach Vollendung der jetzigen Renovierung wird der Rathhaus-Keller einen bedeutend freundlicheren Anblick erhalten, als ihn bisher die düsteren Farben desselben boten.

Die Geschichten von vergrabenen Kriegsschätzen haben Mode zu werden. Im Anschluß an die jüngste Mitteilung über Hebung eines Kriegsschatzes bei Magdeburg durch einen Berliner geht uns von einem hiesigen Einwohner folgende interessante Erzählung zu: Mein Großvater war im Jahre 1817 nahe bei Bornsdorf Oberförster. Während seines häufigen Aufenthaltes kamen mehrere, der deutschen Sprache mächtige russische Offiziere mit Extrapost nach Bornsdorf und erkundigten sich nach dem ältesten Leuten des Dorfes. Diese wurden von den Offizieren befragt, ob sie sich der Stelle erinnern könnten, wo eine sehr große Eiche nahe an einem kleinen Hügel bei dem Dorfe gestanden hätte. Zwar bezeichneten die Befragten ungefähr die Stelle, konnten aber bestimmte Angaben nicht machen. Darauf engagierten die Offiziere Hunderte von Leuten und ließen graben, bald hier, bald dort, wochenlang, doch vergeblich. Wie verlautete, suchten die Offiziere nach der in der Schlacht bei Bornsdorf vergrabenen russischen Leiche. Die russischen Offiziere reisten dann unrichtigter Weise ab, und so war der Vorgang bald vergessen. Einige Jahre später bezogte eines Sonntags beim Tanz ein Knecht des dortigen Gutsbesizers, dessen Name mir entfallen ist, mit einem russischen Goldstück dem Wirth die Hefe. Dies kam zu Ohren des Gutsbesizers und dieser fragte seinen Knecht, woher er das Goldstück habe. Da meinte er in seiner Dummheit, so er die Goldmünze gefunden, läge noch so viel, daran habe er kein Belang genug, und zeigte auch wirklich seinem Herrn die Stelle auf einem Acker, wo er das Goldstück ausgegriffen hätte. Der Gutsbesitzer, dem es nach den Kriegsjahren nicht besonders gut ging, soll dann mit Hilfe seines Bruders am Rittersgut das Geld genommen und mittels einer Laterna magica den Knecht durch Teufelsgestalten so erschreckt haben, daß er vor Angst wahnsinnig geworden ist, wenigstens hat derselbe in seinem Irrenstillsitzen Teufeln, Gespenstern und dem Schatz gesprochen. Des Gutsbesizers pekuniäre Verhältnisse haben sich von Stunde an verschlechtert, obgleich er nie russisches Geld ausgegeben. Ein polnischer Jude hat ratenweise das Geld nach Rußland gebracht und gewechselt, wenigstens erzählte man sich dies so in der Gegend, da der Jude sehr intim in dem Hause des Gutsbesizers verkehrte. Diesen Vorgang hat mein Großvater miterlebt und er ist stets der Ansicht gewesen, daß der Gutsbesitzer die vergeblich gesuchte Kriegslasse gefunden und sich angeeignet hat. Warum sollten nun nicht Kanonenrohre mit französischem Halbes gefüllt in Magdeburg vergraben sein? — Daß übrigens bei Bornsdorf viel Geld gefunden worden, geht u. A. daraus hervor, daß oft genug russisches Geld gefunden wurde. Beim Reiten im Jahre 1819 oder 20 holte ein Junge einen Krebs aus dem Wasser, welcher einen Silberrubel zwischen der einen Schere hatte. Dieser Rubel ging in den Besitz des Papierhändlermanns zu Hohenkrug bei Stettin über, der aus demselben einen kleinen Becher anfertigen und in denselben den Krebs graviren ließ:

Rum Rubel bin ich zwar geboren,
Jedoch ein Ruff hat mich verloren,
Du Bornsdorf in dem Odrbruch,
Du Friederich die Ruffen schlug.

N. Vier Gelfänger, sämtlich schon vorbestrafte Personen, sind am gestrigen Tage, wie uns geschrieben wird, von den Rixdorfer Gendarmen Brandt, Hornbogen und Menzel die bereits einen Käfig voll gefangener Vögel bei sich hatten, wurden als ein in der Forststrasse in Berlin wohnender Arbeiter A. und als die Arbeiter Ernst L., August N. und Hermann B. aus Rixdorf ermittelt. Das Strafverfahren gegen dieselben ist eingeleitet.

Ein Pächter mit Hundertmarktscheinen, und zwar sieben hohen Reichthums enthaltend, ist gestern in der Zeit von 12 bis 13 Uhr Nachmittags entweder in den Geschäftsalalen von Köpenick, Rathenow und Alexandrinenstrasse-Café, von Schwensow, Köpenick und Wasserthorstrasse-Café, oder im Restaurant von Köpenick, am zweiten Tisch, unweit des Haupteingangs, einem Herrn abhandeln gekommen.

Ein ungetreuer Hausdiener. Bei mehreren Baaren-Verkaufen einer Manufakturwaarenfirma in der Heiligengrabe-Strasse an auswärtige Kunden wurde von diesen moniert, daß die Waaren nicht vollständig das enthielten, was ihnen in den Waarenlisten als befolgend avisiert war. Da nun die Firma die Waarenlisten nicht abgegeben hatte und die Waaren auch stets unverletzt in die Waarenlisten gelangt waren, so entstand der Verdacht, daß ein bei der gedachten Firma beschäftigter Hausdiener bei der Verpackung der Waaren einen Theil derselben selbst in die Waarenlisten legte. Dieses Manöver konnte sehr leicht durch einen Hausdiener allein in einem Kellergehöf bei den Waaren aneignen. Auf die Anzeige der Firma wurde von der Kriminalpolizei bei dem verdächtigen Hausdiener N., welcher erst seit drei Wochen bei der Firma angestellt war, eine Hausdurchsuchung abgehalten, und dabei wurden von einem Theil der von der gedachten Firma vermischten Waaren, sondern auch noch ein ziemlich beträchtliches Lager an Waaren gefunden, die aus einem anderen Geschäft betrübten. N. wurde festgenommen und nach anfänglichem Weigern räumte er schließlich ein, in der oben beschriebenen Weise nicht nur Waaren in der Nähe des Spittelmarkts, in welchem er vorher als Hausdiener angestellt gewesen, gestohlen zu haben. N. ist jetzt zur Haft gebracht worden.

Selbstmord. In der Nacht vom 3. zum 4. d. Mts. erschoss sich im Thiergarten an der Charlottenburger Chaussee zwischen dem Stern und Charlottenhof ein unbekannter Mann im Alter von etwa 60 Jahren mittels eines Revolvers. Velleidet wurde derselbe mit dunklen Rod und Ueberzieher, dunkelblauer Weste, dunkler Hose, Schuhen mit Gummi- und Lederbecken und einem dunklen ein gestrichles baumwollenes Unterhemde und einem

schwarzen Schlapphut. Der Verstorbene hatte graues Haupthaar, graugelbten Vollbart und war von mittlerer Größe. Es wurden bei ihm vorgefunden eine Portemonnaie mit 4 Pf. und 1 Schilling, eine Brille im Lederfutteral, ein Taschentuch (blau gerändert), ein Messer, ein Feuerzeug, ein Schubanker, ein Taschentuch und ein Trauring gezeichnet C. S. 1857. Ferner wurde bei ihm eine Hotelrechnung aus dem hiesigen Hotel Kaiserhof, ausgestellt auf den Namen Arne- mann, und ein Verjaagschein d. d. München, 20. Septbr. 1884, gefunden, worauf ein gewisser Meyer aus der Leibnizstrasse 11 München II. Abth. A. (Westenriederstrasse) für den Verjaag von 3 Brillantknöpfen 120 M. erhalten hat. Dem Ansehen nach liegt Selbstmord vor, und es ist anzunehmen, daß der Unbekannte am Tage vorher fremd nach Berlin gekommen ist, um hier seinem Leben ein Ende zu machen.

Polizei-Bericht. Am 6. d. M. Abends verunglückte der 11 Jahre alte Sohn des Bureauarbeiters Lippner, Lüneburgerstrasse 3 wohnhaft, dadurch, daß er auf dem Geländer einer im Hause befindlichen Wendeltreppe sich herabgelassen ließ und hierbei aus der Höhe des zweiten Stockes auf den Haussflur hinabstürzte. Er erlitt hierbei einen Bruch des linken Unterschenkel und wurde nach der Charitee gebracht. — Am 7. d. M. wurde ein Mann in seiner in der Schillingstrasse gelegenen Wohnung erhängt vorgefunden. Längere Krankheit scheint Anlaß zum Selbstmorde gewesen zu sein. Die Leiche wurde nach dem Obduktionsbause geschafft. — Am demselben Tage fand in einer Wohnung des Hauses Große Frankfurterstrasse 2 ein Garbinderbrand statt, welcher von der Feuerwehr in kurzer Zeit gelöscht wurde.

Gerichts-Zeitung.

Die kürzlich wegen wiederholter Anstiftung zum Meineide verurtheilte Frau Restaurateur Hof fungierte heute als Zeugin in einer Anklage gegen ihr früheres Dienstmädchen Pauline Kuhn, jetzt verheiratete Utpot wegen Diebstahls als Zeugin. Die Angeklagte hatte nämlich nach der Verhaftung ihrer Dienstherrin derselben 5 Flaschen Wein und 2 Flaschen Rum entwendet und das gestohlene Gut ihrem ehemaligen Bräutigam, dem Arbeiter Utpot, übergeben. Das Schöffengericht hatte die Angeklagten mangels Strafantrags der Frau Hof freigesprochen, und auf die von der Staatsanwaltschaft eingeleitete Verurteilung gelangte die Sache zur Verhandlung vor der fünften Strafkammer hiesigen Landgerichts I. Als die Zeugin vernommen worden war und es sich um die Frage der Bösartigkeit ihrer Beleidigung handelte, gab sie die Erklärung ab, daß sie heute früh zu Protokoll des Gerichts schreibers ihren Bericht auf die Einlegung der Revision erklärt hat, so daß dadurch das gegen sie gefällte Urtheil die Rechtskraft besitzten. Infolge dieser Erklärung mußte selbstverständlich die Verurteilung der Frau Hof unterbleiben, da ihr die Fähigkeit, als Zeugin oder Sachverständige vernommen zu werden, rechtskräftig abgesprochen ist. Die Angeklagten wurden unter Aufhebung des ersten Urtheils zu Freiheitsstrafen verurtheilt.

Eine Anklage wegen Aufforderung zum Ungehorsam gegen eine von der Gewerbe-Deputation des hiesigen Magistrats erlassene Anordnung resp. wegen öffentlicher Beleidigung des Klempnergehilfen Langedeck gelangte heute gegen die Schloßherren Gustav Wilhelm Schwabedahl und Johann Heinrich August Meyer vor der dritten Strafkammer hiesigen Landgerichts I zur Verhandlung. Am 2. März d. J. fand eine Vorverhandlung der Delegierten der Maschinenbauern-Krankens- und Sterbelaße statt, in welcher u. A. der Angell. Meyer und der Zeuge Langedeck das Wort nahmen. Der Vorsitzende der Versammlung, Wittig, verlas ein Rundschreiben der Gewerbe-Deputation des hiesigen Magistrats vom 28. Febr. er., in welchem den Mitgliedern der Verwaltung der Ortskrankenkassen unter Androhung einer Strafe unterlag wurde, an Versammlungen theilzunehmen, in welchen über die Umwandlung der Ortskrankenkassen in eingeschriebene freie Hilfskassen diskutiert werde. In Verfolg dieses Rundschreibens erklärte der Vorsitzende, eine Diskussion über diese Umwandlung nicht zuzulassen. Hiergegen ergriff der Angeklagte Meyer das Wort, und soll nach der Behauptung des Langedeck geäußert haben: „Das Rundschreiben des Magistrats ist null und nichtig und werth, daß es in die Gasse geworfen werde. Werden die Vorstandsmitglieder auch in Strafen genommen, so müßten dieselben von den Kassamitgliedern aufgebracht werden.“ — Der Zeuge Langedeck wandte sich gegen diese Ausführungen und sprach ein Verdammsurtheil darüber aus, daß man die Krankenkassen-Angelegenheit zu einer Agitation im politischen Sinne benutze. Diese Rede erregte allgemeinen Unwillen und hielt der Angeklagte Schwabedahl trat zum Redner heran und hielt ihm vor, daß er sich ob solcher Denunciation schämen müsse, daß dies ganz erbärmlich von ihm sei. Der Angeklagte Meyer behauptet, seine Worte nicht auf die Verfügung vom 28. Februar, sondern auf die vom 29. dess. Monats bezogen zu haben. In der letzteren, welche vom Polizeipräsidenten als rechtsverbindlich wieder aufgehoben worden ist, war bestimmt, daß der Austritt aus der Krankenkasse auch den aus der Sterbelaße im Gefolge habe, da beide Kassen nicht getrennt werden könnten. Da durch die vernommenen Zeugen über diesen Punkt Sicheres nicht bekundet werden konnte, beantragte Staatsanwalt Stephan Vertagung dieses Theils der Verhandlung und Verurtheilung des Schwabedahl wegen der unzulässigen Beleidigung zu 30 Mark. Rechtsanwalt Dr. Sauer greift die Rechtsverbindlichkeit auch der Magistratsverfügung vom 28. Februar an, da der Magistrat über den Umfang der Diskussionen und freien Versammlungen sicher kein Bestimmungsrecht habe und beantragt daher den Angeklagten Meyer sofort freizusprechen. Der Gerichtshof entschied sich aber durchweg für die Anträge des Staatsanwaltes. Die geringe Strafe von 30 Mark für die Beleidigung wurde damit der Erregung motivirt, in die der Angeklagte durch die Äußerungen des Langedeck versetzt worden sein mochte.

Eine höchst eigenartige Urkundensäufung gelangte gestern zur Cognition der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. Der Arbeiter Berthold Deininger war auf einem Bau auch mit der Ausgabe von Speisemarken an die Gefellen und Arbeiter betraut. Diese Gelegenheit benutzte er, um sich von den auf einen Betrag von 50 Pf. lautenden Marken 50 Stück anfertigen zu lassen. Hierin fand die Anklagebehörde die Requisite der schweren Urkundensäufung. Da die Marken als Urkunden anzusehen seien, welche für das Recht, darauf Speisen im Werthe von 50 Pf. zu verlangen, von Erheblichkeit waren. Der Gerichtshof trat dieser Auffassung bei und verurtheilte den Angeklagten unter Annahme mildernder Umstände zu neun Monaten Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Der Arbeiter-Kandidat für den vierten Berliner Reichstagswahlkreis, Stadt. Paul Singer, hatte zum Dienstag Abend wiederum eine Rede angefangen. Dies hatte zur Folge, daß das Hohmann'sche Lokal (Gr. Frankfurterstrasse 117), in dem die Versammlung anderaumt gewesen, schon gegen 8 Uhr Abends brechend voll war. Man begann nun Tisch und Stühle aus dem Saale zu schaffen, trotzdem wurde schon bald der Saal derartig überfüllt, daß die Thüren geschlossen werden mußten und eine große Menschenmenge keinen Einlaß mehr fand. Da jedoch der Einbruch der Versammlung, Stadt. Herold, und auch die politische Bescheinigung der Versammlungsangelegenheit nicht zur Stelle war, so konnte die Versammlung erst kurz vor 9 1/2 Uhr eröffnet werden. Stadt. Singer, mit stürmischem Beifall begrüßt, äußerte sich etwa folgendermaßen: Es freut mich umso mehr, daß mir einmal Gelegenheit gegeben worden ist, auch in diesem Theile des vierten Berliner Reichstagswahlkreises zu sprechen, da nach den Erfahrungen der letzten Tage es den Anschein hat, als sei es gestattet, in diesem Wahlkreise mehr als in allen anderen seiner Meinung Ausdruck zu verleihen. Die vielen Versammlungsverbote der letzten Zeit, die ja formell unanfechtbar sind, haben von Neuem den Beweis geliefert, welche schlimmen Wirkungen das Ausnahmengesetz übt, ja daß durch dieses Gesetz Dinge gescheit werden, die die Gesetzgeber selbst gar nicht beabsichtigt haben. Meine Herren, belanlich hat nicht nur der Reichstag, sondern auch mehrere Mitglieder des Bundesraths sich dahin ausgesprochen, daß Versammlungen, die zu Wahlzwecken einberufen sind, nicht unter das Sozialistengesetz fallen. Bei diesen Betrachtungen gelangte ich zu meinem Thema selbst und da muß ich zunächst den von konservativer Seite gegen uns erhobenen Vorwurf mit voller Entschiedenheit zurückweisen, daß wir die Ehe, die Kirche, das Eigentum zerstören wollen, daß wir Revolutionäre (sagen) seien. Wir wollen wohl eine Revolution der Geister, sind aber weit entfernt eine Revolution der Fäuste anzustreben. Wenn mir der Vorwurf gemacht wird, daß ich zur Börsesteuer noch nicht Stellung genommen habe, so bemerke ich zunächst, daß man mich über diesen meinen Standpunkt hätte interpelliren können, als ich vor einigen Wochen im Cafe Sanssouci Herrn v. Köller gegenüber trat. Ich bin selbstverständlich für die Börsesteuer und bin der Meinung, daß die unsoliden Spekulationsgeschäfte an der Börse nichts weiter bedeuten, als das Spielen in den verbotenen Spielbanken auf ein anderes Gebiet zu übertragen. Natürlich erwarte ich, daß die Erträge dazu verwendet werden, den kleinen Mann zu entlasten. Wenn mir der Vorwurf gemacht wird, daß ich die Interessen der kleinen Beamten und Gewerbetreibenden nicht wahrnehme, so verweise ich nur auf meinen Antrag in der Stadtverordnetenversammlung, betreffend die Reduktion der Miethsteuer. Ueberhaupt sind unsere Forderungen eben so sehr im Interesse des Kleinhandwerkers und Beamten, als des Arbeiters, und deshalb ist es notwendig, daß sich uns alle diejenigen eng anschließen, die unter den heutigen Verhältnissen leiden. Ich freue mich, daß auch die Konservativen für Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse eintreten wollen. Die soziale Frage ist für die Arbeiter eine zu brennende, als daß ich Anstand nehmen könnte, das Gute zu nehmen, von wo ich es auch bekomme. Allein der Arbeiterpartei gebührt das Verdienst, zuerst für die wirtschaftlichen Besserungen eingetreten zu sein. Der Redner polemisierte hierauf in sehr schneidiger Weise gegen das Programm der deutsch-freisinnigen und konservativen Partei und erörterte alsdann das Programm der Arbeiterpartei, das nur erfüllt werden könne, wenn die Arbeiter selbstständig vorgehen. Die Arbeiter mögen am 28. Oktober den Beweis liefern, daß sie fähig seien, eine selbstständige politische Partei zu bilden. (Stürmischer, lang anhaltender Beifall.) — Nachdem hierauf noch Maschinenbauer Viesländer, Tischler Voigt und der Vorfigende, Stadt. Herold, den Kandidaten der Arbeiter-Partei, Stadt. Singer, empfohlen, „dessen glänzende Wahl die beste Antwort der Arbeiter auf alle gegen diese gerichteten Angriffe sein werde“, wurde die Versammlung mit einem dreifachen Hoch auf Singer geschlossen.

Mit polizeilicher Auflöfung endigte die am Dienstag Abend im „Cafe Sanssouci“ (Kottbuserstrasse 4 a) stattgehabte, äußerst zahlreich besuchte Versammlung des fortschrittlichen Vereins „Waldeck“. Wohl die übergroße Mehrheit der Versammelten bestand aus Vertretern der Arbeiterpartei. Der Stadt. Richter sprach des Vorgehens über die Bedeutung der bevorstehenden Reichstagswahlen. Der Redner geistelte ganz besonders das Auftreten Stöckers und polemisierte alsdann gegen das Programm der konservativen Partei. Die Konservativen agitierten in eifriger Weise für indirekte Steuern aller Art, nur sträubten sie sich gegen eine Branntweinsteuer, da eine solche die Großgrundbesitzer schädigen könnte. Der Redner schloß mit einem Appell an die Wähler des vierten Berliner Reichstagswahlkreises, am 28. Oktober dem Rechtsanwalt Albert Träger ihre Stimme zu geben. (Stürmischer Beifall und Lärm. Vielfache Ausrufe: Unser Kandidat ist der Stadt. Singer!) — Vorsitzender, Rechtsanwalt Cassel: Ich ersuche diejenigen, die für die Kandidatur Träger sind, dies durch Aufstehen zu bekunden. Es erhob sich nur die Minderheit der Versammlung. (Stürmisches Gelächter. Ausrufe: Gegenprobe!) — Vorsitzender: Ich ersuche die anwesenden Gegner ganz besonders in Alldacht auf die vor Kurzem stattgefundene Auflösung unserer Wanderversammlung im „Böhmischen Brauhaus“, das Gastrecht zu achten. — Es erhielt hierauf das Wort Arbeiter Werner: Das von den Deutsch-Freisinnigen so vielfach betonte „gleiche Recht für Alle“ hat entschieden ein Loch. (Lebhafter Beifall und heftiger Widerspruch.) Meine Herren, das können Sie doch nicht leugnen, wenn Sie erwägen, daß diese Versammlung seit langer Zeit wieder einmal eine öffentliche fortschrittliche Wählerversammlung ist. (Beifall und Widerspruch.) Herrn Stöcker und die Konservativen kümmern die Arbeiter sehr wenig. Wir müssen unser Hauptaugenmerk darauf richten, daß die wirtschaftlichen Zustände gebessert werden, denn ganz besonders ist es die Kapitalmacht, die die persönliche Freiheit der Arbeiter beschränkt. Bei diesen Worten erhob sich der überwachende Polizei-Offizier und erklärte die Versammlung auf Grund des Sozialistengesetzes für aufgelöst. Unter vielfachen, stürmischen Hochrufen auf Albert Träger und Singer leerte sich der Saal.

— d. Der Bezirks-Verein der arbeitenden Bevölkerung des Südwestens Berlins hielt am Montag den 6. Oktober in Niesl's Salon, Kommandantenstrasse, seine regelmäßige Sitzung ab. In derselben sprach Herr Dr. Heymann über das Thema: „Die Bauernkriege“. Es ist eine alte Erscheinung, so ungefähr führte der Vortragende aus, daß zu Zeiten, wo soziale Verhältnisse dem einen Theile der Bevölkerung untragbare Lasten aufbürdeten, die so Bedrückten ihr Joch abzuschütteln versuchten. Als eine solche Epoche haben wir auch die Bauernkriege zu betrachten. Nicht nur, daß das Papstthum durch einen bis zur Unentzähligkeit gesteigerten Druck auf die damaligen Zustände einen unheilvollen Einfluß ausübte, auch die auf dem Gebiete des Staates herrschende Bevormundung des Bauernstandes durch den Adel trug das ihrige mit dazu bei, der einmal eingetretenen Gährung Vorschub zu leisten. Ende des 15. u. Anfang des 16. Jahrhunderts bereits wurden verschiedene kleinere Erhebungen unternommen, so die der sogenannten „Kassbrüder“ in den Niederlanden, ebenso der Vereinigung des sogenannten „Bundschuhes“ am Oberrhein; jedoch mit geringerem Erfolge. Der allgemeine Bauernkrieg brach um's Jahr 1520 los. Es erschienen die „12 Artikel“, deren Hauptforderungen in Aufhebung der Leibeigenschaft, Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der Solung u. s. w. bestanden. In kurzer Zeit hatte sich der Aufstand über ganz Ober- und Mitteldeutschland ausgebreitet. Nicht bloß die Bauern, sondern zum Theil auch die Städte schlossen sich der Erhebung an. Ueber, der zunächst die gerechten Forderungen der Bauern unterstützte hatte, forderte jetzt zur gewaltthätigen Unterdrückung der Erhebung auf. Vergebens waren die Anstrengungen der vereinigten Bauernhäufen, sie erlagen den anstrengenden Gewalten. Ich versichte, schließt Redner, auf eine detaillierte Wiedergabe jener Gräulichkeiten, die sich nach Niederwerfung dieses Aufstandes abspielten. In der auf diesen mit reichem Beifall besetzten Vortrag schloß sich anschließenden Diskussion wies Herr Krohm speziell noch auf einige selbst heut noch nicht zur Durchführung gekommene Forderungen des damaligen Programms hin, dabei einleitend, daß es Aufgabe jedes Einzelnen sei, namentlich in jetziger bewegter Zeit, den Forderungen der Arbeiterpartei die thätigste Unterstützung angedeihen zu lassen. — Beim zweiten Punkt, Verschiedenes, gelangt ein

Schreiben des Kaligraphen Mittel zur Verlesung, worin er zur Teilnahme an einem für die Mitglieder des Vereins einzurichtenden Kursus für Schönschreiben einladet. — Zu längeren Ausführungen giebt eine Anfrage des Herrn Eitel Veranlassung: Auf welche Weise die großen Besichtigungen speziell in Schlesien entstanden sind? Herr Dr. Heymann beantwortet diese Frage dahin, daß ihre Entstehung zunächst wohl in Schenkung kleinerer Ländereien an Begünstigte zu suchen sei, die ihren Besitz dann durch Kauf oder Verheirathung vergrößert haben. Herr Krohm nimmt hierbei Veranlassung, auf die Gefahren hinzuweisen, die aus solch' großem Besitz für die Gesamtheit entstehen können, und sucht seine Auseinandersetzungen bezüglich des hier in Frage kommenden Getreidebaues durch statistische Zahlen zu erhellen. — Im Anschluß hieran möchten wir an die Mitglieder des Vereins den Appell richten, doch zahlreicher als bisher den Versammlungen beizuwohnen. Es ist eine betrübende Erscheinung, daß selbst gegenüber so anziehenden und belehrenden Vorträgen, wie der letzte, das Interesse der Mitglieder sich nicht lebhafter betundet. Es hat fast den Anschein, als ob die Mehrzahl der Ansticht ist, daß sie durch einfache Mitgliedschaft das Ihrige gethan hat. Man sollte doch niemals vergessen, daß, wenn der Verein dem in seinem Statut ausgedrückten Ziele, Zweck: gegenseitiger Belehrung durch Vorträge und Besprechungen über kommunale und wirtschaftliche Tagesfragen eine wahre, beständige Beseitigung der Klagengegensätze in der Gesellschaft herbeizuführen, näher kommen soll, es der thätigsten Unterstützung namentlich der Mitglieder bedarf.

Hr. Der Gaudverein der Berliner Bildhauer (Annenstraße 16) diskutirte in seiner Verkschaft-Delegierten-Versammlung am Dienstag die Frage: „Allford- oder Lohnarbeit?“ Herr Dupont, der das Referat übernommen hatte, leitete seine Ausführungen mit dem Hinweis auf das sogenannte „eherne Lohngesetz“ ein. Bei der gegenwärtigen industriellen Produktionsweise bringe es die unbeschränkte Konkurrenz der Arbeitgeber unter einander mit sich, daß ein jeder bestrebt ist, so billig wie möglich zu produzieren, mithin auch die Arbeitslöhne so viel wie möglich herabzudrücken. Ferner ein Arbeitgeber bei seinen Spekulationen und Kalkulationen die Gebote der Humanität bei Seite setze, desto sicherer und größerer sei sein Geschäftserfolg. Bei dieser Lage der Dinge sei es das gute Recht und die ständige Pflicht der Arbeitnehmer, dem Sinken der Löhne nach Möglichkeit entgegenzuwirken und dafür einzutreten, daß die Löhne bessere werden. Referent wies dann nach, daß durch die Allfordarbeit die Erreichung dieses Ziels verhindert werde. Der tüchtige Arbeiter könne wohl bei Allfordarbeit auf einen höheren Verdienst kommen, als bei Lohnarbeit, aber nur auf Kosten seiner weniger leistungsfähigen Kollegen, insofern er dazu beitrage, daß die Löhne im Allgemeinen niedriger werden, und dies um so mehr, wenn er, was sein Interesse ihm gebiete, auch noch in den Feierabendstunden und am Sonntage arbeite. Für das Bredensicht erklärte Referent, daß der Lohn pro Stunde festgestellt werde. Er schloß mit der Mahnung, daß jeder Kollege, insofern er es könne, zur Beseitigung der Allfordarbeit beitragen möge. Herr Buda wies darauf hin, daß die Allfordarbeit die Ausbildung der Lehrlinge, die Solidarität und den Fortschritt der Gewerbe beeinträchtige und darauf, daß in Wien, in Paris, in England und in Amerika das Arbeiten auf Allford nicht üblich sei. Nach Schluß der Diskussion wurden Erlasswahlen für die Delegierten-Kommissionen vorgenommen; es wurden die Herren Siebert, Walther, Leisch und Köppl gewählt und dann noch mehrere innere Vereinsangelegenheiten erledigt.

Der Verkschaften-Delegierten-Versammlung der Tischler unterbreitete am Dienstag Abend der Hauptkassirer, Herr Ködel nachfolgende Abrechnung des Unterstützungsfonds der Tischler vom 4. September bis 4. Oktober 1884. Einnahme: Zahlstelle I, 163,75 M.; Zahlstelle II, 367,50 M.; Zahlstelle III, 142,70 M.; Zahlstelle IIIa, 73,65 M.; Zahlstelle IV, 112,80 M.; Zahlstelle VI, —; Zahlstelle VI, 93,40 M. — Listen Nr. 87-270 M.; Nr. 162-475 M.; Summa: 961,25 M. Transport von letzter Abrechnung 4507,88 M. Gesamt-Einnahme: 5468,63 M. Ausgabe: Transport letzter Abrechnung 2993,90 M. — 1 Bervielfältigungs-Apparat 28 M., Unterstüßung an Durieux nachträglich gezahlt für die Woche vom 8.-25. Juli, 18 M.; Beitrag an die Kassirer auf den Zahlstellen pr. Abend 30 Pf. 18,85 M.; Zahlgeld an die Kommissionenmitglieder und Revisoren 31,50 M.; Manlogeld an Kassirer 8 M. Gerichtslofen in Sachen Fenslau-Dahin 12 M.; Porto und Schreibmaterial 27,65 M.; Arbeitslohn an den Hauptkassirer 120 M.; Summe: 3257,90 M.; Bestand am 4. Oktober 1884: 2210,73 M.; Davon befinden sich auf der Bank 2000 M., in Händen des Hauptkassirers 210,73 M. Hieran schloß sich die Wahl der Herren Mose, Mielsch, Hempel und Klode mit einem Mandat bis 1. Januar 1885. Ferner berichtete Herr Ködel über die Arbeitseinstellung in der Piano-fabrik von Weidenlaufer, Staligerstr. 29. Dort erhalten die Saitenbezieher per Kiste 3,50 M., was einen wöchentlichen Durchschnittsverdienst von 20,80 M. ergibt. Den Beziehern sollen nunmehr 25 Pf. per Kiste abgezogen werden und zwar

zu Gunsten der Saitenbespieler, welche jetzt wöchentlich 28 M. verdienen. Die vier dort beschäftigten Bezieher haben demzufolge die Arbeit eingestellt. Die Delegierten beschloßen, da Lohnreduktionen nicht geduldet werden dürften und auch die anderen Branchen in der Fabrik davon bedroht seien, die Strikenden, und zwar die Unverheiratheten mit 12 M., die Verheiratheten mit 15 M. per erste Woche zu unterstützen und der Kommission das Weitere zu überlassen. — Am Sonntag findet im Wintergarten des Zentralhotels die Generalversammlung statt, welche über die event. Durchführung der bethatigten Minimaltarife Beschluß fassen soll.

Auch für Graveure, Ciseleure, Arbeiter in Schriftgießereien, Stereotypen etc. ist die Bildung einer Ortsklasse vom Magistrat beschloßen. Vom geistlichen Verein der Graveure und Ciseleure ist innerhalb der städtischen Zeit ein Protest gegen die Verbindung dieser Branchen erhoben worden. Außerdem werden die Interessenten dieser Tage in den durch Säulenanstalt bekannt zu machenden Versammlungen Gelegenheit zum freien Einblick in die ganze Sachlage erhalten, um ihre Stellung präzisieren zu können.

Die allgemeine Stuhlarbeiter-Vereinigung Berlins hält am Sonnabend, den 11. d. M., im Café Humboldt, am Viehhof 1, eine Wanderversammlung ab, zu welcher sämtliche Stuhlarbeiter des Nordens eingeladen sind.

Der Verein „Berliner Hausdiener“ hält am Montag, den 13. Oktober, Abends 9 Uhr, im Lokal des Herrn Jordan, Neue Grünstraße 28, eine Generalversammlung ab. Tagesordnung ist folgende: Jahresbericht, Ertheilung der Decharge für den Vorstand, Wahl des Vorstandes. Verschiedenes. Fragelasten. Als Legitimation gilt die Mitgliedskarte.

Vermischtes.

Schredliche Rache. Zu Ende der sechziger Jahre war Doktor Karsliffe einer der gefuchtesten Aerzte Londons, dann aber gewann er die Falsche so lieb, daß er darüber seinen Beruf vernachlässigte, für die Wissenschaft verloren ging und endlich im Krankenhause starb. Aus der Zeit seiner blühendsten Praxis erzählt man sich folgende Anekdote: Eines Tages sah er in der Winkstube, als ein Herr zu ihm trat und mit bebender Stimme rief: „Um Gottes willen, Doktor, kommen Sie mit mir, meine Frau liegt im Sterben!“ — Nun, Sie gestatten wohl, daß ich erst meine Falsche austreife!“ — Der besorgte Gatte, der seinen Mann kannte, besaß bedeutende Körperkraft und legte sich gar nicht erst auf das Bitten, sondern hob Karsliffe auf und trug ihn zur Thüre hinaus. Bedenkend vor Wuth rief da der Doktor: „Nun warten Sie nur, aus Rache mache ich Ihnen jetzt Ihre Frau wieder gesund!“

Ein eigenthümlicher Nachschaff. Ein englischer Kolonist vom Kap der Guten Hoffnung besaß, wie ein englisches Blatt erzählt, einen malayischen Sklaven, der sich durch Fleiß und Treue ganz besonders auszeichnete. Er ließ ihn daher von Zeit zu Zeit kleine Geldbeiträge als Anerkennung zufließen, die der Sklave sorgfältig sparte, und, als sie eine gewisse Summe erreicht hatten, seinem Herrn anbot mit der Bitte, ihn freizugeben. Aber der Kolonist verweigerte dies, da er den brauchbaren Arbeiter nicht entbehren mochte. Am andern Tage fand man einen der kräftigsten Sklaven der ganzen Ansiedlung ermordet vor. Sofort bekannte sich der Malaye zur That und gab vor Gericht als Grund derselben an, er habe sich an seinem Herrn nur rächen wollen. Der Ermordete sei zwar sein Freund, aber einer der werthvollsten Sklaven der Kolonie; durch seinen Tod erwachte dem Herrn ein Verlust von 1000 Thalern. Er selbst sei weniger werth, und da er unfehlbar gehängt werden würde, so betrage der Schaden 2000 Thaler. Er hatte richtig gerechnet; das Geleß nahm seinen Lauf, der Malaye wurde für den Mord gehängt, und der Engländer verlor seine beiden besten Sklaven ohne einen Pfennig Entschädigung.

Unter den Anekdoten, die Heinrich VIII. von England zum Gegenstande haben, findet sich keine, die diesen Tyrannen von einer lebenswürdigen Seite zeichnete; keine ist aber so charakteristisch wie folgende. Der Monarch hatte sich eines Tages auf der Jagd verirrt und kam um die Mittagszeit in das Dorf Reading. Hungrig begab er sich zu dem Richter und bat um Speise und Trank. Der Richter, der ihn für einen einfachen Gardisten hielt, nahm ihn herzlich auf und setzte ihm eine Ochsenzunge und einen Krug Bier vor. Der König aß mit Appetit und der Wirth äußerte freundlich: „Ich wollte 100 Pfund geben, würde mit eine Ochsenzunge so wie Euch schmecken.“ Eine Woche darauf wird der Richter nach London berufen und eingekerkert. Acht Tage erhält er nur Wasser und Brod, endlich am neunten wird ihm eine Ochsenzunge und ein Krug Bier vorgelegt. Der Gefangene äußert seine Verwunderung; doch bleibt der Kerkermeister wie zu seinen andern Fragen stumm. Der Richter setzt sich also unaufgeklärt zu der Ochsenzunge, die ihm in der That gar löslich munde. Da öffnet sich eine Thür, und der König tritt ein. „Ich bin Euer Arzt gewesen“, sagt Heinrich VIII. zu dem überraschten Richter, „ich habe Euren schwachen Magen kurirt. Zahlt mir mithin mein Honorar von hundert Pfund, das Ihr selbst bestimmt

habt, oder Ihr müßt zeitlebens hier bleiben.“ Der Richter zahlte und verließ London. Wie seine Gedanken über die königliche Dankbarkeit gewesen sind, erzählt uns die Geschichte nicht.

Schwäbischer Humor. Volkstheaterphotograph (zu jungen Leuten vom Lande, die sich aufnehmen lassen wollen): „Einer von euch muß sein Out runterthu.“ „Einer der Beiden.“ „Aber warum denn, Herr Photograph?“ — „S'wäre doch besser, wenn wir alle zwei d'Püt' auslasse würdet.“ Photograph: „Nix!“ — Wie soll mer denn nochher euch beide von einander kenne?“

Neizehn Kinder ertrunken. Aus Chicago kommt folgende traurige Nachricht: Vorgefien spielte eine Schaar kleiner Kinder, zumeist dem ärmeren Stande angehörig, am Ufer der Drau, draußen bei den letzten Häusern der Stadt. Da kam einem Knaben der Gedanke, sich in einen, an einem Uferpfosten angelegten Kahn zu setzen, um sich von den bewegten Wellen wiegen zu lassen. Dreizehn anderen Knaben gefiel das Schauspiel derart, daß sie auch in den Kahn sprangen, welcher sich plötzlich, wahrscheinlich in Folge der starken Bewegung, losriß und mit der Kinderschaar den Strom hinabfuhr. Ihre Hilferufe wurden nur von den am Ufer zurückgebliebenen Kindern gehört, sie waren jedoch so erschrocken, daß sie erst, als es zu spät war, um Hilfe eilten. Der Kahn kippte um und sämtliche Kinder fanden ihren Tod in den Wellen. Die Leichen dreier Kinder wurden noch an demselben Abend bei Rettsal aufgefunden; diese Kleinen, Kinder einer hiesigen armen Wäscherin, hielten sich eng umschlungen.

An den Rechten, Aus Wien wird dem „Ost. Anzeiger“ geschrieben: In dem Hause eines als kunstsinnig bekannten Wiener Bankiers pflegt ein dramatischer Künstler zu verkehren, der sich eines guten Humors, aber eines noch besseren Appetits erfreut und darum als Anekdote zu frohem Zugreifen bei Tische in allen gastfreundlichen Familien gern gesehen ist. Mithin war er in dem besagten Hause zu einem großen Dinn geladen. An demselben nahmen viele interessante Damen und Herren Theil, und als seltener Tischgenosse erschien auch ein Sohn des Hauses, der sonst wegen Kränklichkeit im Süden lebt, nun aber zu kurzem Aufenthalt in's elterliche Haus zurückgekehrt war. Der junge Mann leidet an einem hartnäckigen Magenkatarrh, in Folge dessen er sich große Mühsal in Speise und Trank auferlegen muß. Diesmal aber behagte das Menu ihm nur allzu gut, die besorgte Mutter fürchtete die Folgen für den Liebbling und wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie rasch mit ihrem Crayon einige Worte auf die Rückseite einer Menularte schrieb, und einem Diener mittheilte, diese dem jungen Manne zu übergeben. Neben letzterem sah der dramatische Künstler mit dem gewaltigen Appetit, und — o Wolken des Futums — der Diener, welcher den Willen seiner Gebieterin mißverstanden hat, reicht den Zettel dem Künstler. Lesen und tief erschauern, war für den kränklichen gewählten Adressaten das Werk eines Augenblicks. Auf dem Zettel stand geschrieben: „Ich nicht so viel!“ An einer Erklärung hat es natürlich nicht gefehlt.

Gemeinnütziges.

Vom Schlafen. Der Schlaf ist die natürliche Folge des Arbeitens des Körpers im Wachen. Im Allgemeinen bedarf ein Erwachsener nur 7-8 Stunden (Schwache, Kranke, Unwohlgebrachte mehr, je nach Umständen), Kinder hingegen 10-16 Stunden Schlaf. Uebrigens muß bemerkt werden, daß Kinder niemals am Schlaf gehindert werden dürfen, wenn sie schlafig sind, und daß die Eltern ein ganz entschiedenes Verbot begeben, wenn sie Kinder zu Ausflügen mitnehmen, von denen sie oft spät zurückkehren. Ein gesunder Schlaf wird nur demjenigen zu Theil, der in vernünftiger Weise auf das Schlafen vorbereitet ist, d. h. wer kurz vor dem Schlafengehen reichliches Essen und Trinken, auf- und erregende Gedanken und Arbeiten vermeidet, ebenso ist der Genuß balthischen Bieres, gewohnheitsmäßiges allabendliches Trinken von Thee u. dgl. zu vermeiden. Alle diese vorgenannten Uebelstände und Gewohnheiten sind meist Ursache von Schlaflosigkeit und wer von diesem Leiden befallen ist, wird die Schwere desselben mehr kennen und gern Alles thun, was die Ursachen aufzuheben im Stande ist.

Briefkasten der Redaktion.

B. in Sp. Die Schrift ist verboten. Es kommt darauf an, ob Ihnen nachgewiesen wird, ob Sie von dem Verbot gewußt haben oder nicht. Das Strafmaß läßt sich vorher nicht bestimmen.

E. S. in A. Wir wollen in nächster Zeit sehen, was sich in der Angelegenheit thun läßt.

M. W. Die Volkstheaterphotograph gehört zu Bankrott. Sie liegt bei der Pringenallee. Ueberzeugen Sie sich selbst im Adress-Kalender.

Fischer. Sie müssen sich an den betreffenden Kollektoren wenden. Vielleicht giebt er Ihnen dann das Voos. Verwünscht dazu ist er nicht.

Theater.

Königliches Opernhaus:
Donnerstag: 198. Vorstellung. Carmen.
Königliches Schauspielhaus:
Donnerstag: 201. Vorstellung. Nathan der Weise.
Deutsches Theater:
Donnerstag: Die Welt, in der man sich langweilt.
Bellevue-Theater:
Donnerstag: 15. Gastspiel der Königl. Hofchauspielerin Franziska Ullmenreich. Auf allem. Verlangen: Die Waise aus Lowood.
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater:
Donnerstag: Gasparone.
Walhalla-Operetten-Theater:
Donnerstag: Hofna.
Offend-Theater:
Donnerstag: Das Kreuz im Walde.
Central-Theater:
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.
Donnerstag: Zum 70. Male: Jäger-Liebchen. Gefangenspoße in 4 Akten von L. Treptow; Couplets u. Quodlibets v. G. Götz. Musik von G. Steffens. Kassen-Eröffnung 5 1/2 Uhr, Anfang der Vorstellung 7 Uhr.
Louisenstädtisches Theater:
Direktion: Josef Firmans.
Donnerstag: 24. Gesamt-Gastspiel der Liliputaner. Robert und Vertram. Große Posse mit Gesang und Tanz in 4 Abtheilungen von G. Häder. Anfang 7 1/2 Uhr.
Sonabend, Nachm.: Kindervorstellung. Eneewitichen und die Zwerge. — Ermäßigte Preise.
Viktoria-Theater.
Donnerstag: Julius Caesar.
Residenz-Theater:
Direktion: A. Anno, Blumenstraße 9.
Donnerstag: Zum 27. Male: Die Sirene. (La Flamboyante.) Vorher: Der erste April.
Alhambra-Theater.
Donnerstag: Das Mädchen von Schöneberg.
Wallner-Theater: Donnerstag: Der Raub der Sabinerinnen.

Arbeitsmarkt.

Ein Laufbursche wird verlangt Budowerstr. 7 bei 995 G. Adam jr.
Frauen z. Zeitungstragen verl. Adlerstr. 122, II. r. 976
Unentgeltlicher Arbeitsnachweis für Metallarbeiter aller Branchen, Ritterstr. 123, Restaurant S. d. t. Morgens und Abends von 8-9 Uhr. 974 Die Kommission.
Als Friseurin in und außer dem Hause empfiehlt sich Hochachtungsvoll Anna Bennewitz, Fürststr. 1. 966
Den Lesern d. „Berl. Volksbl.“ empfiehlt sich zur Aufnahme von Feuer- und Lebensversicherung 979 C. Herms. Reichenbergerstr. 124, v. III.

VI. Wahlkreis. Wählerversammlung

Donnerstag, den 9. d. M., Abends 8 Uhr, in der
Chausseestraße 58 (Norddeutsche Brauerei).
Tagesordnung:
Die Denunziation des Herrn Eugen Richter den Arbeitern gegenüber. Ref.: Herr Stadtverordn. Ferd. Ewald.
Sämtliche Wähler sind freundlichst eingeladen.
Zur Dedung der Unkosten Entree nach Belieben. [978] Der Einberufener.

Im 6. Reichstagswahlkreis

verkauft gute Cigarren, Cigaretten, Nordh. Priem-Tabak und Rauch-Tabak die Cigarrenfabrik von M. Bernstein, Eichendorffstraße Nr. 13, vis-à-vis dem Stettiner Bahnhofe. 913

Die statistischen Wahltafeln
sind soeben erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben.

Unsere werthen Kunden, sowie auch diejenigen Herren **Schneidermeister**, die es werden wollen, werden gebeten, unsere bereits fertig gestellten neuen Muster in

Winterpaletostoffen

Winterbukskins

in Empfang zu nehmen, bevor dieselben vergriffen werden. Hochachtungsvoll

Jacobi & Adam,
Spandauerstr. 49.

Porzellan- und Glaswaaren-

Handlung von **Max Angelé,**
Oranienstraße 85/86 an der Alten Jakobstr., empfiehlt ihr reichhaltiges Lager zu

Aussteuern und Präsenten
in Kaffeefervicen von 4,50 an, Tassen von 50 Pf. an, Tafel servicen von 60 Mark an. Weil selbst Maler, daher auch Ausführung.

Wirthschaftsgegenstände in Porzellan, Glas, Steinzeug und Thonwaaren in großer Auswahl billigst.

Abg. v. Tuch u. Wolle kauft H. Quebano, Wienerstr. 40.

Deutscher Handwerker- u. Arbeiter-

Notizkalender
ist erschienen und in der Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstr. 44, vorräthig. Preis 50 Pf.

Die Nr. 9 der humoristischen Blätter **„Der wahre Jacob“** ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben.

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 160.

Donnerstag, den 9. Oktober 1884.

1. Jahrgang.

England und die deutschen Kolonien.

II.

Die liberale Auffassung ihrer Mission als Kolonisatoren für die ganze Welt ist den Briten allerdings erst in neuerer Zeit gekommen — nach der Reformbill von 1832, mit welcher die Freiheit des britischen Volkes erst beginnt, und auch hier folgte die Regierung nur der Macht der Ereignisse. Diese entzogen zunächst aus der Unwilligkeit der Krone, Verantwortlichkeiten, und besonders finanzielle Verantwortlichkeiten bei den Gründungen neuer Niederlassungen zu übernehmen. Um Verantwortlichkeiten zu vermeiden, gab sie stillschweigend der neuen Lehre Balfours den Nimbus ihrer Billigung und entzogen sich dadurch de facto ihrer Hoheits- und Eigentumsrechte über die weiten Kolonialländer, aus welchen sie eben große Städte zur Schöpfung pflegte, wodurch sie Uebelstände hervorrief, in denen noch heute die Entwicklung einzelner Kolonien steht.

Nach dem System Balfours, welches in den australischen Kolonien zuerst zur Anwendung kam, haben die sogenannten Kronländer das Stammvermögen der Kolonie zu bilden, dessen Verkaufsverträge ausschließlich zur Beförderung der Auswanderung nach der betreffenden Kolonie zu verwenden sind. Von den strikten Beobachtungen dieses Systems ist man im Laufe der Jahre zurückgekommen, aber das Eigentumsrecht über die Kronländer ist den Kolonien geblieben und hat sie in der That zu den unabhängigen Gemeinwesen gemacht, als die wir sie heute kennen. Es setzte sie in den Besitz eines Reiches, der nachweislich mit jedem Jahre anwuchs und auf Grund dessen die Kolonien jene enormen Anleihen kontrahieren konnten, für welche sie heute als Schuldner den Kapitalisten des Mutterlandes zu Buche stehen.

Ohne Mittel lassen sich keine Kolonien zur Blüte bringen. Die Kräfte, welche wir auf so manchen Blättern der Kolonialgeschichte vergegenwärtigen, hatten ihren Ursprung häufig im Geldmangel. Dessen sollten sich die deutschen Kolonialbehörden wohl bewusst sein. Zur Beherzigung diene ihnen die folgende Biffer, die die Summe darstellt, welche die sieben sogenannten „australischen“ Kolonien: Queensland, Neusüdwales, Victoria, Süd- und Westaustralien, Tasmanien und Neuseeland, den Kapitalisten des Vereinigten Königreichs in der Form von Kolonial-Regierungsanleihen am 31. Dezember 1882 schuldig waren und die sich seitdem nicht unerheblich noch erhöht hat. Diese Summe betrug 100 559 138 Pfd. St. oder über 202 Mill. Reichsmark zu einem Durchschnittszinssfuß von wenig über 4 Prozent. Es kommen also auf jeden Kolonisten, vom Greise an des Grabes Rand bis zum Säugling an der Mutter Brust, rundgerechnet, 700 Mark Staats-schulden.

Damit ist der Kredit der Kolonien bei weitem noch nicht erschöpft, und sie genießen ihn ohne jeden Bestand der Regierung des Mutterlandes. Diefelbe hat durchaus keine Verantwortlichkeit und übt keine Kontrolle — die formelle Zustimmung des Souveräns zu den Kolonialgesetzen ausgenommen, welche die betreffenden Anleihen freieren — über die Finanzen der Kolonien aus. Diese Kolonien sind eben, um es noch einmal zu wiederholen, was die Finanzen und die innere Politik anlangt, vom Mutterlande vollkommen unabhängige Staaten, und schon liegt der Zeitpunkt in greifbarer Nähe, in welchem sie auch in Fragen der äußeren Politik ein gewichtiges Wort mitzusprechen werden.

Die Kolonien erheben ihre eigenen Bälle und erheben sie gleichmäßig auf alle zollpflichtigen Provenienzen irgendwelchen Ursprungs, kommen sie aus dem Mutterlande, aus anderen Kolonien oder aus fremden Staaten. Das Faß Wein, der Ballen Tuch, welche z. B. aus Neusüdwales nach Victoria importiert werden, bezahlen nicht mehr und nicht weniger Eingangszoll, als der Ballen Tuch und das Faß Wein, welche aus London oder Glasgow, Hamburg oder Bremen, Bordeaux

oder Timbuktü eingeführt werden. Der Zolltarif der Kolonien kennt keine bevorrechteten Nationen. Der Kolonist läuft, wo der Markt für ihn am besten ist. Für ihn hört in Geschäftssachen, ebenso wie für jenen preussischen Finanzminister, die Gemüthlichkeit auf. So wird es in allen Kolonien gehalten, auch in den jüngsten, welche der Regierung des Mutterlandes durch die Macht der öffentlichen Meinung in den australischen Kolonien und die Jingo-Politik des romanschreibenden Lord-Führers Disraeli aufgedrungen worden sind, den Fidschi-Inseln und Cypern. Die großbritannische Regierung behält sich für ihre Landeslinder keine Ausnahmestellung vor, und deshalb sagte Herr Gladstone mit Recht, daß sie für die ganze Welt kolonistire. Es läßt sich als ein ganz im Bereiche der Möglichkeit denken, daß in irgend einer britischen Kolonie beispielsweise das deutsche Element das numerische und intellektuelle Uebergewicht und dadurch die entscheidende Majorität in den Beschlüssen des Kolonial-Parlaments gewinne. Nichts würde es verhindern können, den Gebrauch der deutschen Sprache in den Parlamentarischen Verhandlungen, in den Schulen, in den Gerichtshöfen obligatorisch zu machen und dem Sedanfest die Weihe eines allgemeinen Festtages (Public Holiday) zu geben. Die dieses bestimmenden Gesetze würden ohne Zweifel die Zustimmung des Souveräns erhalten.

Eine Niederlassung freier europäischer Männer in einem ihrer Race günstigen Klima, auf gutem Boden mit „plenty of elbowroom“, d. h. mit Raum für freie Ausdehnung und luftige Größe, geht mit jedem Schritte ihres Wachstums unaufhaltsam ihrer Unabhängigkeit entgegen. Die blühenden Länder, welche von der Botany-Bay aus erstreckt und bevölkert worden sind, werden nicht so viel Zeit zu ihrer absoluten Unabhängigkeit gebrauchen, als wie von der Landung der Pilgrim-Väter in Plymouth-Bay bis zur Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika verstrichen ist. Die Geschichte schreitet heute schneller als in vergangenen Zeiten. In diesem Sinne muß ein jedes neue Kolonisationsunternehmen als für die ganze Welt unternommen angesehen werden. Gebe es auch noch „annettirbare“ Länder auf unserem wohlbedachten Erdball, welche den Anforderungen einer blühenden Niederlassung europäischer Männer entsprechen, so würde doch eine Monopolisation derselben für spezifisch deutsche Interessen nicht möglich sein, ohne die ersten Bedingungen eines freien Wettbewerbs zu schädigen. Und wäre es der deutschen Regierung ganz ernst mit einer Kolonialpolitik, sie würde sich doch nicht zu erlauben, Maßregeln zu erlassen, welche die Kolonien zu einer Monopolisation für sich selbst zu machen. Sie wird die Niederlassungen ihrer Staatsbürger, wo sie des Schutzes bedürfen, mit derselben eisernen Hand zu schützen wissen, mit welcher sie den vor noch nicht sehr langer Zeit am Rufe der Präcedenzliste europäischer Mächte stehenden Namen Deutschlands in der höchsten Stelle eingetragen hat, aber sie wird kein angreifbares Deutschland über See errichten. Alle Delikate des tropischen Afrika, alle Ergüsse von Namaqualand sind nicht einen einzigen Tropfen deutschen Blutes werth. Schlimm der Tag, an welchem zuerst Hamburger Schnaps, Pulver und Flinten aus Gasköpen unter dem Schutze der deutschen Reichsflagge, auf deutschem Boden dem armen schwarzen Quak für seine Erbsen, sein Palmöl und sein Eisenblech aufgedrungen werden!

Der deutsche Exporthandel bedarf keiner deutschen Kolonien, die ganze Welt steht ihm offen; er dringt überall hin. Die Resultate, welche ihm deutsche Niederlassungen versprechen, liegen in zu nebelhafter Ferne, sind zu verschwunden klein im Vergleich mit den goldenen Früchten, welche die offene Welt ihm bietet. Noch hat er viel zu lernen. Ein reiches Feld steht seiner erfolgreichen Konkurrenz offen. Wir haben aus amtlichen Berichten die Handelsbewegungen in Britisch-Ostindien und den wichtigsten britischen Kolonien für das Jahr 1882 zusammengestellt. Nur einzelne weniger bedeutende Gruppen sind nicht vertreten, wie z. B. die westindischen Inseln, deren spezifische Berichte uns noch nicht zugänglich waren; sie würden aber das Resultat nicht erheblich beeinflussen.

wisse lästige Förmlichkeiten zu vermeiden, gewissen äußerlichen Schwierigkeiten zu entgehen, greift man zu dem „bequemen“ Auskunftsmitel des amerikanischen Duells. Da bedarf es keiner Sekundanten, keines Arztes, keiner Waffen. Zwei Kugeln, eine schwarze und eine weiße, werden in eine Urne geworfen — wer nach der schwarzen greift, hat sein Todesloos gezogen. Er übernimmt die Verpflichtung, die heilige Verpflichtung, sich innerhalb einer bestimmten Zeit eigenhändig aus der Welt zu schaffen. Wie er das anstellen will, bleibt ihm selbst überlassen. Wasser, Strick, Gift, Pistole, er hat die Wahl. Nicht wahr? Eine humane Erfindung! Und wenn ihm das Leben zu lieb ist, wenn ihm der Tag zu hell, die Lust zu frei, die Zukunft zu rosig erscheint, wenn er es nicht über sich bringen kann, um nichts und wieder nichts dieser schönen Erde den Rücken zu kehren, dann hat er sein Wort gebrochen, dann ist er ein Erischler, dann hat der Glückliche, der die weiße Kugel zog, das Recht ihn an den Branger zu stellen, ihm ins Gesicht zu speien. O, besser Ehre ohne Leben, als Leben ohne Ehre! Wahrlich, der Arme ist für seinen Leichtsinns bitter gestraft. Die wenigen Tage, die ihm noch im Lichte zu wandeln vergönnt sind, werden ihm zur grausamen Qual, zur unerträglichen Last. Aber trotzdem will er die Frist nicht eigenmächtig kürzen. Er muß selbst wollen, als seiner Lieben halber, die er nicht vorzeitig in Leid und Kummer stürzen möchte. Er muß sorglos und heiter scheinen. Mit keiner Silbe darf er verrathen, was er fühlt, was ihn drückt, was ihm bevorsteht. Soll er der Mutter, die mit allen Fasern ihres Herzens an seinem theuren Leben hängt, und dann ist alles vorüber? Die Nacht bringt ihm keinen Schlummer, der Tag keine Beruhigung. Immer und unablässig steht ein schreckliches Bild vor seinen Augen. Er ist der Gerichtete, der des Henkersreichs harrt. Dann und wann vergißt er sich, vergißt die Rolle, die er zu spielen hat, und starrt finster und trübselig vor sich hin. Tragt man ihn nach der Ursache, fährt er empor und sucht mit einer Woge seine Melancholie zu demänteln. Mit einer Woge muß er endlich Abschied nehmen, mit einem kalten, allgütigen Grusse, während es in seiner Brust todt und hämmert, während er aufschreien möchte in namenlosem Schmerze. Aber still, nur still! Die Ehre gebietet es. Fort! hinaus! Und dann in der Einsamkeit des Waldes, von grünen Wipfeln umtaucht, von zwitschernden Vögeln umgaukelt — fest und mannhaft zur Pistole gegriffen! Noch einen Blick aufwärts zum blauen Himmel, zum strahlenden Tagesgestirn. Lebt wohl, ihr guten Eltern, die ihr all' eure Hoffnungen auf mich gesetzt! Lebt wohl, ihr Freunde, die mich geliebt! Lebt alle wohl und vergeht mir! Die Ehre gebietet es. Ade, ihr Wünsche und Träume einer jungen, streblustigen Seele! Ein Knall — die Tragikomödie ist ausgespielt.

	1882.	Einfuhr und Ausfuhr von u. nach Großbritannien	Einfuhr und Ausfuhr von u. nach fremden Ländern	Gesammt-Einfuhr und Ausfuhr
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
Britisch-Ostindien	70 000 000	50 000 000	120 000 000	
Ceylon	3 600 000	4 200 000	7 800 000	
Straits-Settlements	7 000 000	31 000 000	38 000 000	
Canada	20 000 000	25 000 000	45 000 000	
Neufundland	1 200 000	2 400 000	3 600 000	
Guyana	3 300 000	2 000 000	5 300 000	
Honduras	400 000	100 000	500 000	
Australasia	53 700 000	56 300 000	110 000 000	
Afrika	11 500 000	4 500 000	16 000 000	
	170 700 000	165 500 000	336 200 000	
— Reichsmark	3480 Mill.	3337 Mill.	6868 Mill.	

Wenig mehr als die Hälfte des Handels ist den Briten in ihren überseeischen Besitzungen geblieben, beinahe die Hälfte ist den Fremden überlassen, und diese Biffern beweisen klar und unwiderleglich, daß Hr. Gladstone die Wahrheit sprach, als er sagte, daß England für die ganze Welt kolonistire. Die Briten werden diese Hälfte des Handels nur so lange behalten, als sie den fremden Kaufmann unterbieten können, denn, wie wir gezeigt haben, genießen sie keinerlei Vorrechte auf dem Markte der Kolonien. Hier ist Raum für Kapital, Energie und Intelligenz im friedlichen Kampfe. Der Preis, welcher dem Sieger winkt, ist wahrlich groß genug!

Lokales.

r. Auf dem neuerigsten Bahnhof Westend sind die Vorkehrungen zur Orientierung des Publikums, namentlich über die Richtung, welche die an dem Perron haltenden Züge einschlagen, durchaus ungenügend, und es ist jedesmal ein Wagnis, dort einzusteigen, wenn man sich nicht vorher bei einem der Stationsbeamten über die Richtung des Zuges vergewissert hat. Wiederholt ist es vorgekommen, daß Personen, die nach der Stadtbahn wollten, in dem gleichfalls am Perron haltenden und zwei Minuten früher abfahrenden Zug des Nordrings einsteigen und am Dienstag Abend sprang eine Frau, die erst durch die Bewegung des Zuges auf ihren Irrthum aufmerksam wurde, noch aus dem Koupée, während der Zug schon in Bewegung war. Sie erlitt zwar keinen erheblichen Schaden, aber solche Irrthümer können durch das Aufstellen von Tafeln auf den Perron und vor dem betreffenden Zuge, auf welchen die Richtung des Zuges angegeben ist, leicht vermieden werden. Auf den Stadtbahnhöfen befindet sich ein hier zu sehr zweckmäßig konstruierter Ständer, der für jeden Zug die Richtung anzeigt. Auf der Station Westend ist eine ähnliche Einrichtung viel dringender nöthig, weil hier selbst oft erst kurz vor Abgang des Zuges die Maschine vorgelegt wird und man aus der Wagenreihe die Richtung desselben nicht erkennen kann.

r. Bei den Einschulungen auf den hiesigen Gymnasien, die für die bevorstehenden neuen Lehrkräfte an den meisten hiesigen Anstalten bereits stattgefunden haben, zeigte sich diesmal eine erheblich geringere Frequenz als früher, und auch bei den verhältnismäßig wenigen angemeldeten Schülern ergab die Prüfung derselben oftmals für die Eltern recht überraschende, unangenehme Resultate. Daß unsere Gymnasien an die Grundsätzlichkeit des Wissens sowohl bei ihren eigenen, wie bei fremden Schülern, deren Aufnahme nachgesucht wird, hohe Anforderungen stellen, ist bekannt und bei jeder Aufnahmeprüfung kommen diese Anforderungen an die Schüler neu zur Geltung; es ist nichts Seltenes, daß der Obertertianer eines Gymnasiums von Außerhalb hier nur in die Oberquarta aufgenommen wird. Böllig unzuverlässig erweisen sich in vielen Fällen die Versprechungen der Leiter einzelner hiesiger Privatschulen, welche den Eltern der Schüler die Vorbereitung der letzteren bis zu einer gewissen Klasse des Gymnasiums versprochen hatten. Nur selten besitzen solche Privatschüler bei der Prüfung die Reife für die in Aussicht genommene Klasse. — Ob diese Verhältnisse

Und der Andere! Der Mann der weißen Kugel? Der glückliche „Sieger“? Braucht man in der Chronik des Gerichtssaales, braucht man in Sensationsromanen nach Menschen zu suchen, deren Kuchlosigkeit alles menschliche Maß verleugnet? Lebt der Verbrecher nicht in unserer Mitte, ist er nicht unser Nachbar bei der Tafel, besucht er nicht unser Haus, tanzt er nicht mit unseren Frauen und Töchtern? Wer weiß es? Seinen Namen kennt man nicht und wird ihn nicht kennen. Vielleicht drückt du ihm morgen die Hand und ladest ihn zu Tisch. Und dieser Mensch hat die Leiden seines Opfers mitangekaut, hat um Alles gewußt, hat den Verlauf der Dinge vorhergesehen, vorhergesehen das Blut des Sohnes, vorhergesehen die Thränen der Mutter. Und er ist kalt geblieben wie Stein, erbarmungslos wie das Schicksal. Es hat ihm Vergnügen gemacht, den Herrgott zu spielen. Er konnte den Faden eines hoffnungsvollen Daseins verlängern und hat es nicht gethan. Er konnte seinen Gegner aufsuchen und ihn vernichten. Er konnte die Welt um sich herum in seine Hand nehmen und sie zerbrechen. Und er hat es nicht gethan. Mit kaltem Blute ließ er einen Schuldlosen zu Grunde gehen, mit kaltem Blute hat er den Frieden einer Familie für alle Ewigkeit zerstört. Und warum dies? Vielleicht aus Rachedurst. Wollte er sich selbst bestrafen? Und wenn er tausend Gründe hatte, jeder so rein wie Diamant und so gewichtig wie Gold — er hat dennoch eine Schandthat begangen, die sich nicht beschönigen, geschweige denn rechtfertigen läßt. Er wird den Fluch dieser That durch sein ganzes Leben tragen, er wird Jahr um Jahr daran schleppen und noch in seiner Sterbestunde darunter ächzen und wimmern. Seinem Feinde den blanken Stahl durch den Leib rennen, ist ein Kinderspiel gegen solchen Frevel. Aber der Ehre ist ja genug gethan, und damit gut.

Das also nennt man ein amerikanisches Duell. Es mag vielleicht Leute geben, die auch diese Form des „Zweikampfes“ zu verteidigen sich bemühen. Die gekränkte Ehre wiederherzustellen, ist vermuthlich kein Mittel zu schlecht. Habeant sibi! Gegenüber dieser Sorte von Tollheit gibt es kein Raifonnement, keine Logik, keine Vernunft. Auch ist die Gesetzgebung hier ohnmächtig. Unser Strafgesetzbuch enthält keine Bestimmung, die sich auf das amerikanische Duell anwenden ließe. Die Depravation der Sitten ist der legislatorischen Arbeit um einen Schritt vorausgeeilt. Allerdings hilft es wenig, derartigen Verwirrungen mit Paragrafen an den Leib zu gehen. Sie müssen vielmehr durch die öffentliche Entrüstung hinweggeegelt werden; dann verschwinden sie rasch und für immer.

(N. Wiener Tagblatt.)

Das amerikanische Duell.

Der Weg der Seuchen geht in der Regel von Osten nach Westen. Aber es giebt eine Pest, die den umgekehrten Weg eingeschlagen und leider in unserer europäischen Gesellschaft einen nur allzu empfänglichen Boden gefunden hat. Wir hatten nicht genug an unseren eigenen sozialen Krankheiten und Leiden, nicht genug an jenem barbarischen Ueberreicht eines Lebens, wenn auch von dem Golde der Romantik umschimmernden, nicht genug an jener abscheulichen Unsitte, die wir einmüthig verdammen und vor der wir ebenso einmüthig uns beugen, wenn unser Urtheil dem Vorurtheile nicht gewachsen ist. Nein, unsere herkömmliche Art des Zweikampfes schien uns nicht hinlänglich moral- und gesetzwidrig. Wir mußten einen neuen, unerhörten Frevel aus Amerika importieren. Die in Sünden ergrauten „alte Welt“ mußte von dem Fieschichtesten jenseits des Ozeans ein neues Reizmittel für ihren schlaffen Gaumen, einen neuen Kitzel für ihre abgestorbenen Nerven entlehnen. Und so wurden wir mit der erbarmlichen Institution des „amerikanischen Duells“ beglückt.

Wenn zwei Thoren sich schlagen finden wir das „ritterlich“. Freilich unter bürgerlicher Instinkt sträubt sich gegen eine derartige Rettung der gefährdeten Ehre. Wir wissen, daß die Grundlage des modernen Staates das Bürgerthum ist, und wir sind stolz darauf. Aber vor dem „Ritterlichen“ haben wir noch immer einen ganz eigenen Respekt. Wir haben Muth genug, bürgerliche Gesetze zu geben, aber den Muth, die strenge Befolgung derselben von Jedermann ohne Ausnahme zu verlangen, den besitzen wir nicht. Die Brutalität imponirt uns eben, wenn sie nur im heuchlerischen Gewande der „Ritterlichkeit“ erscheint. Daß zwischen dieser Auffassung und der unantastbaren Hoheit des Gesetzes ein unüberbrückbarer Abgrund liegt, das bedenken wir nicht. Ein Gegensatz wie dieser ist jedoch ein Krebsgeschwür, der am Marke unserer Gesellschaftsordnung nagt. Wo Sitte und Recht in schroffem Widerspruch stehen, wo das Verbrechen nicht Verachtung, sondern Bewunderung findet, wo der Wissethäter als Held oder Märtyrer gilt, da kann und wird sich im Volke niemals ein lebendiges Rechtsgefühl entwickeln, da ist der Keim zu ernstlichen Konflikten, zu dauernden Verwüsthissen gelegt.

Aber zugegeben! Es gehört immerhin ein gewisser — wenn auch keineswegs besondere Anerkennung verdienender — Muth dazu, sich vor die Klinge des Gegners zu stellen und Mann gegen Mann eine Streitsache in ehrlichem Kampfe auszutragen. Allein was soll man von der erbärmlichen Niedertracht sagen, die einerseits tollkühn genug ist, sich über das Gesetz zu stellen, und andererseits zu feige, um im offenen Waffengange das Glück zu versuchen? — Zwei junge Leute gerathen in Streit. Der Grund ist eine Liebesangelegenheit, eine galante Affaire, eine Bagatelle ein Nichts. Um nun ge-

allein es sind, welche den Andrang zu unseren Gymnasien gemildert haben, oder ob der mahnende Hinweis auf das „wissenschaftliche Proletariat“ diese Wirkung äußert, das dürfte schwer zu entscheiden sein; vielleicht wirken beide Faktoren gemeinsam nach dieser Richtung hin.

P. Antispirituistische Soireen. Herr S. Abraham, genannt Bellini, welcher sich in letzter Zeit in Hamburg mit Erfolg produzierte, wird in der zweiten Hälfte dieses Monats mehrere öffentliche Soireen in Berlin veranstalten. Herr Bellini soll den Engländer Mr. Cumberland bedeutend überreffen, da derselbe seine Produktionen erst nach der Art der Spiritisten ausführt und hierauf bei vollem Gaslicht die Produktionen genau erklärt. Am 15. d. Mts. findet eine Privatsoire für die Herren Vertreter der Presse und speziell Eingeladenen statt und werden wir unseren Lesern alsdann Näheres über die Leistungen des Herrn Bellini mittheilen.

Der Krankheitszustand des Postbeamten Bette, dessen Verschlimmerung wegen Hinzutretens der Kopfprose erst gemeldet wurde, hat sich so günstig gestaltet, daß B. bereits als Rekonvalescent zu betrachten ist. Noch vor wenigen Tagen war es nicht gestattet, den B. im katholischen Krankenhaus zu besuchen und heute geht uns schon die erfreuliche Nachricht zu, daß B. den Aufenthalt im Krankenhaus mit demjenigen in seiner Wohnung vertauschen konnte.

Unter den verschiedenen Diebstahls-Spezialitäten verdient eine bisher wenig beachtete Spezialität namentlich hervorgehoben zu werden; routinirte Einbrecher studiren sorgfältig die Zeitungsbannonen über Todesfälle, wobei Tag und Stunde der bevorstehenden Beerdigungen angegeben ist. Da meistens die sämtlichen Bewohner der Wohnung, in welcher der Todesfall eingetreten, bei dem Begräbniß der Leiche folgen, so haben die darüber informirten Einbrecher Zeit, die Wohnung auszuräumen. In dieser Weise sind während der letzten Monate mehrfach Trauerwohnungen während der Begräbniße bestohlen worden und ein recht erheblicher Einbruchdiebstahl fand zuletzt am jüngsten Sonntag zwischen ein halb 3 und ein halb 4 Uhr in der Wohnung des Kaufm. C. in der Mittelmalerstraße statt, während C. mit seinen übrigen Wohnungsgenossen bei dem Begräbniß seiner verstorbenen Ehefrau sich befand. Mittels Nachschlüssel wurden in der Zeit sämtliche Wohnungsthüren und Behälter geöffnet und daraus 308 M. an barem Gelde und zahlreiche Schmucksachen gestohlen. Unter den Schmucksachen befanden sich: eine goldene Zylinderuhr mit goldener Gliederkette und Fingerring, an dessen Bänder mehrere Ringe sich befanden und die Ringe 6 theilweise abgerungen war; ferner ein malgoldener Brillant-Schmuck, bestehend aus einem Armband mit Rofette und Brillant, einer sechsseitigen Brosche mit Rofette und Brillant und einem Paar sechsseitiger Brillant-Ohringe, mehrere silberne Uhrenketten, welche mit den Initialen A. C. und theilweise M. C. versehen waren.

N. Eine ganze Reihe von Unglücksfällen wird uns vom gestrigen Tage gemeldet: Der erste derselben trug sich auf dem Grundstück, Gergiesstraße 2, zu. Hier war der 16jährige Sohn eines dort wohnenden Fuhrmanns Schmidt mit dem Anpannen der Pferde beschäftigt, als plötzlich eins der Pferde ohne besondere Veranlassung ausschlug und dem jungen S. das Schienbein des rechten Fußes zerschmetterte. Der vor Schmerz halbohnmächtige mußte sofort mittels russischen Krankentransports nach einem Krankenhaus geschafft werden. — Fast gleichzeitig verunglückte ein Kutscher der Moabitischen Eisenbahn mit Namen Kolbe dadurch, daß sein Pferd beim Passiren der glatten Schleusenbrücke niederstürzte und ihn so vom Bod. riß. Kolbe erlitt durch das Aufschlagen mit dem Kopf auf das Trottoir und durch Huftritte des um sich schlagenden Pferdes derartige Verletzungen, daß er sofort mittels Droschke in seine Wohnung geschafft und dort in ärztliche Behandlung gegeben werden mußte. — In eine schreckliche Situation gerieth etwa eine Stunde später an der Grenze des Rigdorfer und Berliner Reichthums der Führer eines mit Sand beladenen Arbeitswagens. Derselbe glitt beim Besteigen des Wagens so unglücklich aus, daß das Vorderrad über eines seiner Beine ging und auf demselben anhielt. Trotz des fürchterlichen Schmerzes behielt der Unglückliche noch Geistesgegenwart genug um laut nach Hilfe zu rufen. Mehrere herbeigeeilten Personen gelang es erst nach großer Mühe den schweren Wagen in die Höhe zu heben und den Verunglückten so von der auf ihm ruhenden Last zu befreien. Leider war, wie sich später herausstellte, der Fuß total zerquetscht, so daß höchst wahrscheinlich eine Amputation des Fußes wird vorgenommen werden müssen.

a. Eine Schwindlerin nimmt hieselbst unter dem Namen Hedwig Köhns, auf welchen Namen sie auch ein von der Polizeiverwaltung zu Lindenwalde beglaubigtes Attest bei sich geführt hat, Stellungen als Dienstmädchen an, läßt sich das übliche Mietzgel von 3 M. zahlen, tritt den Dienst an und verschwindet am folgenden Tage mit Sachen ihrer Herrschaft. Dieselbe ist bisher noch nicht ermittelt.

a. Bauernfang. Der vor einigen Tagen hier zugereiste Bäckermeister B. kam in dem Schanzenlokal der Herberge in der Auguststraße vor einigen Tagen mit einem Mann zusammen, der sich als Barbiergefelle bezeichnete und den B. einlud, mit ihm gemeinsam die Straßen Berlins zu durchwandern. Beide machten sich auf den Weg und begegneten in der Invalidenstraße zwei Männern, welche mit dem Begleiter des B. bekannt zu sein schienen und sich ihnen angeschlossen. Hinter Moabit machte die Gesellschaft Halt, und einer der Begleiter zog Karten hervor mit den Worten: „Wer das Spiel mit, erhält 20 M.“ Ein Genosse zog auch wirklich das Spiel mit und der Bankhalter zahlte ihm 20 M. Ein zweiter Genosse zog und verlor 30 M. Nunmehr konnte der B. der Verführung nicht widerstehen und versuchte sein Glück zweimal, verlor aber beidemal seine ganzen Ersparnisse im Betrage von 36 M., und verlor schließlich beim dritten Versuch seine silberne Zylinderuhr, welche er eingestekt hatte. Die drei Bauernfänger entfernten sich eilig mit ihrer Beute, den B. allein zurücklassend, der erst nachträglich den ihm gestellten Betrug erfährt hat. Die Bauernfänger sind noch nicht ermittelt.

a. Ein alter Schwindel. In das Kolonialwaarengeschäft des Kaufmanns N. in der Straßburgerstraße kam vor einigen Tagen Abends 6 einhalb Uhr ein junger Mann, welcher für die Firma S. u. P. in der Spandauerstraße 5 Alko Pfeffer und 5 Alko Zucker bestellte, die sofort mit quittirter Rechnung nach dem Geschäftslokal der Firma geschickt werden sollten. Als eine halbe Stunde später der Hausdiener des Kaufmanns N. die bestellten Waaren brachte, wurde er von dem Besteller an der Hausthür der Firma S. u. P. erwartet, welcher dem Hausdiener wegen zu späten Kommens Vorwürfe machte, da inzwischen das Geschäft geschlossen worden. Der Besteller veranlaßte sodann den Hausdiener das Paquet in einer benachbarten Konditorei niederzulegen und noch einen Gut Zucker zu holen, der zwar bestellt aber nicht mitgeschickt worden wäre. Die Rechnung sollte sodann bezahlt werden. Als der Hausdiener eine Viertel Stunde später zurückkehrte, erfuhr er in der Konditorei, daß das Paquet von dem Besteller abgeholt worden. Eine weitere Erkundigung bei der Firma S. u. P. ergab, daß der Besteller sich durch Betrug in den Besitz des Pfeffers und Zuckers gesetzt hat, da die Firma S. u. P. weder die Bestellung gemacht hat, noch der Besteller ihr bekannt ist. Der noch nicht ermittelte Betrüger befindet sich im Anfang der 30er Jahre, ist mittelgroß, hat schwarze Haare, schwarzen dünnen Wadenbart, eine spitze Nase und ein spitzes Kinn.

Von einem jugendlichen simulirenden Verbrecher erzählt die „Post“ folgende Geschichte: Ein Handlungsdiener, 21 Jahre alt, erhielt am 4. d. Mts. von seinem Prinzipal, Inhaber einer Bronzewaarenfabrik, eine Summe von 8000 M. ausbezahlt mit dem Auftrage, einen Theil derselben zur Reichsbank zu bringen, mit dem übrigen Theil aber Rechnungen zu bezahlen. Der Diener machte sich auf den Weg;

anstatt aber den Beisungen seines Prinzipals nachzukommen, suchte er eine Anzahl guter Freunde auf und deponirte bei denselben den größten Theil des Geldes in verschiedenen Beträgen, um dasselbe später von ihnen wieder in Empfang nehmen zu können. Mit dem Rest, etwa 3000 M., ging er bis in die Nähe der Siegesallee; hier legte er sich an einer geeigneten Stelle auf die Erde und stellte sich „tobt und sprachlos“. Vorübergehende bemerkten ihn und riefen einen Schuttmann vom 33. Polizei-Revier herbei, der befühlte und untersuchte den Regungslosen, fand ihn „noch warm“ und brachte ihn zur Charité. Hier langte der Diener, seiner Rolle treu, besinnungslos an, kam aber, da man hier an seine Vernunftlosigkeit nicht recht glauben wollte, bei Zeiten wieder zu sich, gab sich vor allen Dingen einen falschen Namen und erzählte dann, daß er an der Siegesallee von einigen Wegegängerinnen überfallen, zu Boden geschlagen und eines großen Theils des ihm anvertraut gewesenen Geldes beraubt worden sei. Da er fortwährend allerlei innerliche Verlegungen zu simuliren, behielt man ihn vorläufig. Inzwischen hatte der Chef der Kriminalpolizei in Bewegung gesetzt, deren Bemühungen es bald gelang, die Spur des Durchbrechens zu entdecken, und die ihn gestern Vormittag aus der Charité nach dem Moosmarkt schaffte. Das Geld soll zum Theil wieder herbeigeschafft worden sein. Charakteristisch für den jungen Verbrecher dürfte die Thatsache sein, daß die bei ihm bei seiner Ausnahme gefundenen Papiere größtentheils aus von ihm selber abgeworfene und in ziemlichem Vorrath entworfenen Liebesbriefen bestanden; auch scheint er eine lebhaftere Korrespondenz durch Annoncen mit allerlei Damen unterhalten zu haben, worauf eine Anzahl von ebenfalls vorgeschundenen Zeitungsausschnitten dieser Art, unterzeichnet „Jupiter“, schließen läßt.

N. Ein gefährlicher Gauner, vor dem eine Warnung dringend am Plage erscheint, ist ein Russer Karl B. aus Rigdorf. Derselbe hat wiederholtlich in letzter Zeit Schwindelen dadurch verübt, daß er unter den verschiedensten Vorwänden Instrumente entliehen mit denselben auf Nimmerwiedersehen verschwand. Seine letzten Opfer waren ein Kapellmeister S. in Brigg und eine Wittwe Krämer ebendortselbst. Bei dem ersten ließ er sich eine Tuba und bei der zweiten eine Violine. Da der Schwindler voraussichtlich dasselbe Manöver auch hier in Berlin versuchen wird, so seien speziell Musikantenhandlungen und Kapellmeister vor ihm gewarnt.

Gerichts-Zeitung.

Eine für die Presse bedeutsame präjudizielle Entscheidung ist soeben vom Kammergericht in einem Verbrechen wider die „Germania“ in der Revision-Instanz gefällt worden. Der Gerichtshof interpretirte nämlich in Uebereinstimmung mit den Ausführungen der Verteidigung den über die Aufnahme von „Verurtheilungen“ handelnden § 11 des Pressgesetzes dahin, daß der verantwortliche Redakteur einer Zeitung nicht verpflichtet sei, eine Verurtheilung, die neben tatsächlichen Behauptungen auch Reasonnements enthalte, soweit zum Abdruck zu bringen, wie sie Thatsachen richtig stelle und sich auf tatsächliche Angaben beschränke, daß vielmehr in einem solchen Falle der Redakteur berechtigt sei, die ganze Verurtheilung zurückzuweisen. — In gleichem Sinne hatten auch die beiden Vorinstanzen entschieden, die Staatsanwaltschaft hatte sich hierbei aber nicht beruhigt, sondern gegen die bezüglichen Freisprechungen die Berufung und schließlich die Revision eingelegt, die nunmehr vom Kammergericht zurückgewiesen worden ist.

Die in den Monaten März und April d. J. verübten Einbrüche in die Christus-, in die Simeons- und in die Lucasikirche beschäftigen heute in der Straßfasse gegen den Metallarbeiter Carl Goebler und den schon vielfach wegen Diebstahls verurtheilten Handelsmann Emil Bepernid wegen wiederholten schweren Diebstahls aus dem Gottesdienst bestimmten Gebäuden die zweite Strafkammer des hiesigen Landgerichts I. Am 21. März er. war, wie seiner Zeit an anderer Stelle berichtet worden ist, in die Christuskirche mittels Einbruchs einer Scheibe eingedrungen und aus der Sakristei die Armenbüchse, sowie die Taufgeräthschaften entwendet worden. In der Woche darauf fand in ganz ähnlicher Weise ein Einbruch in die Simeonskirche statt, und in der Nacht vom zweiten zum dritten Osterfesttage machten Diebe der in der Bernburgerstraße belegenen Lucasikirche ihren Besuch. In der letzten hat einer der Diebe am Tage einen Wirtel des südlichen Fensters aufgedreht, so daß er in der Nacht bloß das Fenster aufzustößen nöthig hatte. In der Sakristei war das Spind erbrochen und aus demselben die Armenbüchse genommen, deren Inhalt auf ca. 200 M. geschätzt wurde. Die Taufgeräthschaften, die auch aus der Simeonskirche mitgenommen worden sind, waren in der Lucasikirche unberührt geblieben. Längere Zeit nach diesen Diebstählen wollte es nicht gelingen, die Spur der Thäter zu finden. Schließlich aber fiel es verschiedenen Leuten auf, daß der bisher noch nicht bestrafte Goebler auffallend viele Ein- und Zweipennistücke ausgab. Infolge dessen wurde bei ihm eine Hausdurchsuchung vorgenommen, bei welcher man noch einen großen Posten Einpennistücke fand. Goebler gab an, dieselben von seinem damaligen Miether Bepernid für Mithie in Zahlung erhalten zu haben, was dieser anfänglich bestritt. Da nun auch noch Frau Postamentier Bepernid beide Angeklagte als Personen recognosirte, welche sie am Nachmittag des zweiten Osterfesttages längere Zeit in der Bernburgerstraße beobachtet habe, wo sie in ganz auffallender Weise die Lucasikirche observirten, so wurden sie als vermurthete Thäter in Haft genommen. Der von beiden Angeklagten angelegene Mißbeweis mißlang und es wurden zahlreiche Momente ermittelt, welche den Verdacht der Thäterschaft gegen beide Angeklagte bestätigten. Der bisher alles leugnende Bepernid verstand sich im heutigen Termin dazu, einzuräumen, daß er die Einbrüche in die Christus- und in die Simeonskirche verübt habe. Er behauptet aber, dies allein gethan zu haben, sowie, daß Goebler hiervon auch nicht die mindeste Kenntniß hatte. Den dritten Einbruch verübt zu haben, leugnet er. Ueber den Verbleib der Taufgeräthschaften gab Bepernid an, daß er dieselben für ihn werthlos waren und deren Verbleib ihn höchstens hätten verrathen können. Der Staatsanwalt erachtet beide Angeklagte aller drei Diebstähle für überführt und beantragt Zuchthausstrafen von drei und sieben Jahren. Der Gerichtshof erachtete indeß gegen Goebler einen ausreichenden Beweis für die Mithäterschaft nicht fürbracht und verurtheilt ihn deshalb nur wegen Hehlerei zu einem Jahr Gefängniß, 1 Jahr Ehrverlust und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht, während er gegen den Bepernid nach dem Antrage des Staatsanwalts auf sieben Jahre Zuchthaus nebst den Ehrenstrafen erkannte.

Anarchistenprozeß. Man erinnert sich, daß vor einiger Zeit ein russischer Flüchtling von der badischen Regierung ausgeliefert wurde, über dessen Identität die verschiedensten Gerüchte im Umlauf waren. Der Ausgelieferte lebte in der Schweiz, wo er auch ergriffen war, unter dem Namen Baginski. Die russische Regierung glaubte indessen, in ihm den vielgesuchten Anarchisten Deutsch zu erblicken, sie verlangte daher und erhielt seine Auslieferung. Gegenwärtig kommt im Odeßer Militärbezirksgericht der Prozeß gegen ihn zur Verhandlung. Der Angeklagte, der beschuldigt wird, einen Mordversuch gegen den Edelmann Gronowitsch durch Vergiehung mit Schwefelsäure gemacht zu haben, bestreitet seine Identität mit Deutsch und hat aus diesem Grunde seine Verteidigung abgelehnt. Erwähnenswerth ist, daß Deutsch, einer der Hauptagitatoren der Revolutionärpartei, nicht wegen seiner sozialrevolutionären, anarchischen Komplotte angeklagt ist, er steht vielmehr unter der Anklage eines gemeinen Mord-Attentates gegen seinen früheren Gefinnungsgefährten Gronowitsch, welches er in Gemeinschaft mit einem anderen Anar-

chisten begangen hat. Da die Gerichtsverhandlungen diesmal bei offenen Thüren stattfinden, so wird man, falls der Angeklagte sich zu näheren Auslassungen entschließen wird, die neuen Umstände dieses Prozesses erfahren. Das letztere vor dem Militärgericht verhandelt wird, hat darin seinen Grund, daß Odeßa sich in dem „Zustande der verhängten Schutzmahregeln“ befindet, womit bei uns der kleine Belagerungszustand bezeichnet wird, und alle außergewöhnlichen Verbrechen vor diesem Forum zur Verhandlung kommen.

Empfindliche Strafen. Neapel. Dieser Tage wurde vor dem hiesigen Gerichtshof ein Aufsehen erregender Prozeß, in den fast sämtliche Alkohol-Fabrikanten Neapels sammt ihren Geschäftsleitern verwickelt waren, zu Ende geführt. Die hiesige Finanzbehörde erhielt nämlich vor einiger Zeit ein anonymes Schreiben, indem man ihr anzeigte, daß sich fast sämtliche Alkohol-Fabrikanten unserer Stadt bei der Spirituosenzeugung einer geheimen mechanischen Vorrichtung bedienen, um auf diese Weise den Fiskus bei der Bemessung der Brennsteuer überzuthun zu können. Da sich diese Anzeige als vollkommen wahr erwies, so wurden alle diese Fabrikanten sammt ihren Geschäftsleitern vor Gericht gestellt. Der Prozeß gegen dieselben dauerte vier Monate und zehn Tage und endete mit der Verurtheilung aller Angeklagten. So wurde ein Alkohol-Fabrikant zu zweijährigem Kerker und zum Schadenersatz von 364 320 Lire, ein anderer sogar zu dreijährigem Kerker und zum Schadenersatz von 2464 156 Lire verurtheilt.

Vermischtes.

Eine „Geldenthat“, so erzählt die in Blauen erscheinende „Voigt. Volksztg.“, verübte vor Kurzem ein Rittergutsbesitzer an einem Bahnwärter. Der Herr Rittergutsbesitzer wollte über das Bahngleis fahren, doch war die Barriere stange vorgeschoben, da ein Zug signalisirt war; der betreffende Bahnwärter stand pflichtgetreu auf seinem Posten. Der Rittergutsbesitzer hatte aber absolut von seiner überaus kostbaren Zeit nichts zu verlieren und gebot dem Bahnwärter, die Barrierestange zurückzuziehen, damit er passiren könnte. Der Zug konnte jeden Augenblick vorbeidrausen und der Bahnwärter erklärte, daß er nicht öffnen dürfe. Der Rittergutsbesitzer, ergrimmt darüber, daß der Mann im Amte und in treuer Pflichterfüllung seinem Befehle nicht gehorcht und vielleicht eine Entgleisung mit all ihren furchtbaren Folgen verhindert und eventuell dem Herrn Rittergutsbesitzer sogar sein kostbares Leben rettete, der nur seine Pflicht that, prügelte ihn mit der Peitsche durch. Weichenbriebe für treue Pflichterfüllung! — Weshalb aber nennt die „Voigt. Volksztg.“ nicht den Namen des Herrn Rittergutsbesitzer? Fürchtet sie sich? Und weshalb nimmt die Staatsanwaltschaft diesen gemeingefährlichen Helden nicht an den Kragen?

Herrn Gustav Meiffen in Köln ist der Adel verliehen worden. Diese Thatsache ruft noch einmal die Erinnerung wach an jene wie ein Traum längst hinter und liegende Generation des vormärzlichen rheinischen Liberalismus, zu dessen hervorragenden Vertretern jener Mann einst gehörte. Er war der jüngste unter den Politikern, die im Anfang der vierziger Jahre, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., in der „Rheinischen Zeitung“ das erste eigentlich politische Blatt in Preußen schufen. Sie ließen sich damals nicht träumen, daß sie in dem jungen Redakteur, den sie an die Spitze des Organs stellten, in Karl Marx, dem hervorragendsten Sozialisten des Jahrhunderts herangezogen, und ihre Wege haben sich von den seinen allerdings später weit genug getrennt. David Hansemann, Rudolf Camphausen, Gust. Meiffen waren die Hauptbetheiligten bei dem publizistischen Unternehmen, mit dessen geschäftlicher Leitung Georg Jung betraut war. Hansemann und Camphausen sind beide im Jahre 1848 Minister geworden, der letztere sogar für knappe 3 Monate (vom 29. März bis 25. Juni) Ministerpräsident, dann hat bekanntlich sein jüngerer Bruder Otto fast ein Jahrzehnt die Finanzpolitik des preussischen Staates und wohl auch des deutschen Reiches geleitet. Herr Meiffen ist freilich nicht Minister geworden, indessen spielt er noch heute als Mitglied des Herrenhauses, des Volkswirthschaftsralts und des Staatsraths eine gewisse politische Rolle und als Präsident der Verwaltung der Rheinischen Bahn hat er ein Menschenalter hindurch einen Einfluß ausgeübt, der jedem Ehrgeiz genügen konnte. Auch der zuerst aus dem Leben geschiedene Senior des Trifoliums, David Hansemann, hat in der Disconto-Gesellschaft für seine Erbschaft eine Art von Weltstellung begründet. Karl Marx, der die „Proletarier aller Länder“ vereinigte, und die reichen rheinischen „Bourgeois“, die für ihn eine Zeitung begründeten: ihre Wege liefen in der That weit auseinander!

Öffentliche Kaufkämpfe sind in England seit Jahren verpönt und die Polizei hält ein scharfes Auge auf Liebhaber des einfi so populären nationalen Sports, die der Sehnacht nach einer Preisboxerei zuweilen nicht widerstehen können. Nichtsdestoweniger verließen es die Boxer und deren Patrone zuweilen die Nachsamkeit der Polizei zu überlisten. So wurde am 2. d. in Karlsbalton, einem Dorfe unweit Epfom, dem Schouplatz des jährlichen Derbyrennens, in früher Morgenstunde ein Kaufkampf zwischen zwei renommirten Boxern, Jack Massie und Roddy Widdings um einen Preis von 100 Ltr. in Scene gesetzt und hatten sich dazu von London etwa 40 Zuschauer, darunter einige Mitglieder der höheren Aristokratie eingefunden. Die beiden Boxer wurden in einem Mobelwagen an Ort und Stelle befördert, um die Polizei zu täuschen, die indeß von dem Komplot vorher anonyme Anzeige erhalten hatte. Die Boxerei hatte bereits 70 Minuten gedauert und beide Boxer waren schon übel zugerichtet, als die Polizei auf der Scene erschien und dem brutalen Kampfe ein Ende setzte. Die beiden Boxer, sowie zehn andere Personen, welche den „prise fight“ organisiert hatten, wurden verhaftet und dem Polizeigericht in Kroydon vorgeführt, welches die Angeklagten nach kurzem Verhör um eine Woche zurückstellte.

New-York, 5. Oktober. Ein Telegramm aus Buenos Ayres von gestern meldet von großen Ueberschwemmungen, die in der Provinz Buenos-Ayres stattgefunden haben. 11 Tage lang waren die Verbindungen zwischen mehreren Städten vollständig unterbrochen, die Verluste an Eigenthum und Menschenleben sind außerordentlich groß, ganze Familien fanden in den Wellen den Tod. Zur Steuerung der in Folge der Ueberschwemmung eingetretenen Hungersnoth sind öffentliche Subskriptionen eröffnet.

Literarisches.

Von dem illustrierten Unterhaltungsblatt „Die Kunst Welt“, Stuttgart, Verlag von J. G. B. Dietz, ist soeben Band 2 des zehnten Jahrgangs erschienen. Inhalt: Auf hoher See. Sozialer Roman von Sebastian Bruns (Fortsetzung). — Charakterbilder aus der Reformation. II. Von Wilhelm Bloß. — Das „Volk“ und die höhere Bildung. Von J. Stern. — Gräfin Eva. Novelle von Bertha Altmann-Dachauer. (Fortsetzung). — Krankenpflege im Haus. II. Von Dr. med. Rienburg. — Der Schriftstellerkrieg gegen die Verhöhnung. — Fort mit dem Kerker. Ein Wort zur Beherzigung. Von Realchullehrer Otto Lehmann. — Spielen. I. Eine Studie von Bruno Geiser. — Fortschritt und Liebe in Bielefeld. Eine höchst ernsthafte Zeitgeschichte. Von Semper Notnagel. (Fortsetzung). — Unsere Illustrationen: Die Parfumauführungen in Bayreuth. Der Erfolg auf dem Lande. Gute Freunde. Öffentliche Gerichtsverhandlung in China. Arco im Sarcophag und Torbole. — Vermischtes. — Nebst. — Arch. licher Rathgeber. — Redaktionskorrespondenz 12.